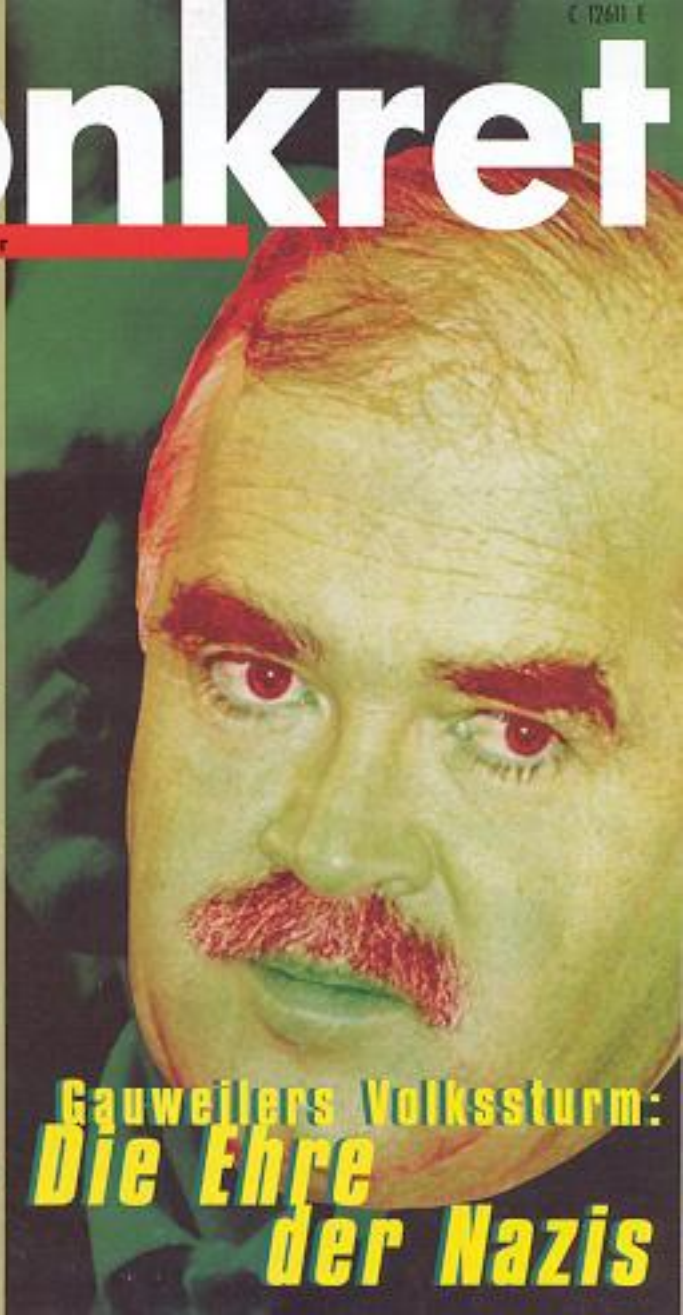
Heft 4 April 1997 8,– DM

C 12611 E

# konkret

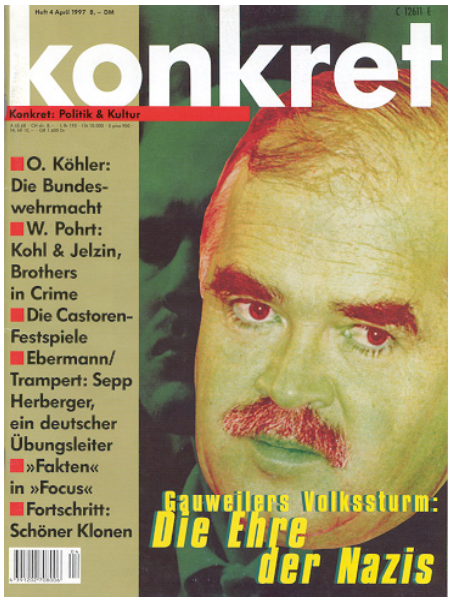
Konkret: Politik & Kultur

- O. Köhler: Die Bundeswehrmacht
- W. Pohrt: Kohl & Jelzin, Brothers in Crime
- Die Castoren-Festspiele
- Ebermann/Trampert: Sepp Herberger, ein deutscher Übungsleiter
- »Fakten« in »Focus«
- Fortschritt: Schöner Klonen



## Gauweilers Volkssturm: Die Ehre der Nazis

# in konkret April 1997




**hier Konkret** von Wolfgang Pohrt
Bandenkriminalität oder bewaffneter Volksaufstand? KONKRET befragte Wolfgang Pohrt, Autor des Buches »Brothers in Crime« (s. in diesem Heft Seite 36 ff.) zu den Vorgängen in Albanien

**von Konkret**

**an Konkret**

**Die Ehre der Nazis** von Hermann L. Gremliza

**Herrschaftszeiten**

**Das Spiel spielen** von Otto Köhler
»Nicht ist geblieben, wie es war« - Über die neue Qualität der Bundeswehr

**Testfall Guernica** von Dirk Hempel
Zum 60. Jahrestag der Bombardierung der baskischen Stadt durch die »Legion Condor« üben sich deutsche Politiker und die Bundeswehr in »Friedensgesten«, die die EU bezahlen soll

**Neues vom Ehrbegriff** von Gerhard Henschel
Wie man sich i der Weltstadt mit Herz gegen einen moralischen Vernichtungefeldzug gegen das deutsche Volk zur Wehr setzte

**Zu Protokoll**
Die Leichenberge und die Unschuld der Wehrmacht. Über »Hitlers Helfer« diskutierten die Historiker Arnulf Baring und Eberhard Jäckel, die Albert-Speer-Biographin Gitta Sereny, der Schriftsteller Ralph Giordano und die Journalistin Maybrit Illner. Moderation: Guido Knopp. KONKRET dokumentiert Auszüge aus der Diskussion, die das ZDF am 25. Februar 1997 ausgestrahlt hat

**Jenseits des Krieges** von Klaus Bittermann

**Der Firnis von 50 Jahren** von Justus Wertmüller
Wie das Ausland und die Juden den deutschen Medien zu einem weiteren Coming out verholfen

**Rhetorische Schlachten** von Kurt Hübner
Globalization! What Globalization? Anmerkungen zum Streit über die Globalisierungsthese zwischen Ebermann/Trampert (KONKRET 1/97) und Robert Kurz (KONKRET 2/97)

**Neoliberaler Neomarxismus** von Ralf Blendowske
Seit 1945, behauptet Jürgen Elsässer, hätten sich die Bewohner der Metropolen ihre Arbeitskraft viel zu gut bezahlen lassen. Mit Marx, auf den er sich beruft, hat das weniger zu tun als mit der »FAZ«

**Brothers in Crime** von Wolfgang Pohrt
Zum Beispiel Grosny und die Reformländer des ehemaligen Ostblocks: Wie die gesellschaftliche Herrschaft in die Gangsterherrschaft übergeht

**Völkisches Gewohnheitsrecht** von Oliver Tolmein
Out-of-erea-Justiz in Bayern: Mit Hilfe eines Paragraphen, vor dem kein deutscher Kriegsverbrecher sich fürchten mußte, wird mehreren Serben der Prozeß gemacht

**Der Lenin von gestern II** von Peter O. Chotjewitz
War Stalin ein großer Staatsmann oder einer der größten Verbrecher der Geschichte? Gab es eine Alternative zu ihm? Kann man angesichts der Opfer seiner Politik noch von Verdiensten sprechen - dem Verdienst etwa, die Nazis besiegt zu haben? Schluß eines zweiteiligen Essays, mit dem KONKRET eine Stalinismus-Debatte eröffnet

**In diesem Sinne - Hallo, Partner!** von Pascal Beucker

**In diesem Sinne - Die Castoren-Festspiele** von Jürgen Elsässer

**In diesem Sinne - Albanisches Trauerspiel** von Werner Pirker

**Kunst & Gewerbe**

**Schöner klonen** von Rayk Wieland

**Der Übungsleiter** von Thomas Ebermann, Rainer Trampert
Rommel war ein Wüstenfuchs. Ferdinand Porsche schuf den Volkswagen. Und Sepp Herberger das Wunder von Bern

**Markworts Volltreffer** von Joachim Rohloff
Sind seine Fakten, Fakten, Fakten auch häufig falsch, falsch, falsch - als Kampfblatt gegen »multikriminelle« Ausländer und andere undeutsche Erscheinungen hat sich das Yellow-Magazin »Focus« unentbehrlich gemacht

**Buch & Deckel** von Knud Kohr
Tobias O. Meißner: Starfish Rules. Rotbuch Verlag, Hornburg 1997, 288 Seiten, 38 Mark

**Buch & Deckel** von Frank Schäfer
Robert Darnton: Denkende Wollust. Zwei Romane aus dem 18. und ein Essay aus dem 20. Jahrhundert. Die Andere Bibliothek, Eichborn Verlag, Frankfurt a.M. 1996, 342 Seiten, 48 Mark

**Buch & Deckel** von Michael Scharang
Peter Handke: Zurüstungen für die Unsterblichkeit. Ein Königsdrama. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1997, 134 Seiten, 32 Mark

**Im Röhricht** von Jürgen Roth
Wolfgang Koeppen und Arno Schmidt: Was macht den Unterschied? Das Romanprojekt »Lilienthal 1801, oder Die Astronomen«

**Melodie & Rhythmus** von Michael Rudolf
The Raging Honkies: Boner; Intercord FM Einheit: Sensation Death; RTD

**Melodie & Rhythmus** von Rayk Wieland
FM Einheit/Andreas Ammer: Deutsche Krieger; Rough Trade/Our Choice

**Melodie & Rhythmus** von Lola Rodriguez
Helmut Lachenmann: »Das Mädchen mit den Schwefelhölzern«; Hamburger Staatsoper; z.Z. nicht im Spielplan

**Melodie & Rhythmus** von Jürgen Roth
Nick Cave & The Bad Seeds: The Boatman's Call; Mute

**Tomayers ehrliches Tagebuch** von Horst Tomayer

**Film & Theater** von Kay Sokolowsky
The Addiction

**Gremlizas express** von Hermann L. Gremliza

Konkret 04/97, S. 3

**Wolfgang Pohrt**

# hier Konkret

**Bandenkriminalität oder bewaffneter Volksaufstand? KONKRET befragte Wolfgang Pohrt, Autor des Buches »Brothers in Crime« (s. in diesem Heft Seite 36 ff.) zu den Vorgängen in Albanien**

**konkret:** »Seit der Ostblock nicht mehr existiert«, schreiben Sie in Ihrem neuen Buch, »entstand an gleicher Stelle ein Freilandsoziallabor.« Welche Innovation beschert uns die Entwicklung in Albanien?

**Pohrt:** Zunächst kein neues Produkt, sondern die Wiederentdeckung einer alten Einsicht. Adorno hatte gewarnt davor, die Menschen mit den sozialen Verhältnissen, unter denen sie leben, zu verwechseln. Daß jene niemals so schlecht wie diese sind, zeigt sich nun wieder in Albanien. Keine Nacht der langen Messer bislang, obwohl die Leute bewaffnet sind. Es fehlt die Elite, die den Massen erklärt, wen sie umbringen sollen und weshalb. Vor lauter Rafferei hatte die herrschende Clique es versäumt, Schriftstellerei, Philosophie und Sozialforschung zu fördern. Das rächt sich jetzt. Kommt die Menge zum Militärdepot und will Waffen haben, denkt der Soldat: Sollen die das Zeug doch mitnehmen, mir gehört es sowieso nicht. Warum die armen Teufel abknallen? Um dies zu tun, müßte er glauben, daß er dabei die Demokratie, das Vaterland, die eigene Kultur, die Zivilisation, die Humanität, die Menschenrechte usw. verteidigt. Den Glauben hätte ihm jemand einimpfen müssen, einer, der das Sendungsbewußtsein selber besitzt. Berisha hatte keins, und das macht ihn im Unterschied zu meinetwegen Weizsäcker so sympathisch.

**konkret:** Was soll an einer Attrappe sympathisch sein, die von der Konrad-Adenauer-Stiftung und der CIA aufgebaut worden ist?

**Pohrt:** Nichts als die Tatsache natürlich, daß die Rechnung nicht aufzugehen scheint. Die Amerikaner sind wieder mal, wie damals in Saigon, an dem Punkt, wo die großen Hubschrauber kommen müssen. Seit Tagen evakuieren die nun schon, was immer man als amerikanische Staatsbürger bezeichnet. Es müssen unglaublich viele gewesen sein, obgleich Albanien für den amerikanischen Durchschnittsbürger kein lockendes Reiseziel gewesen sein dürfte. Auch die italienische Mafia scheint ganze Regimenter in Albanien besessen zu haben, wie die umfangreichen italienischen Evakuierungsaktionen zeigen. Gangster aus aller Welt hatten sich in dem armen Land niedergelassen, um es auszuplündern, und nun ist die Bande auf der Flucht.

**konkret:** Angeblich fliehen die Ausländer vor der Anarchie und dem Chaos, worin Albanien nun versinke.

**Pohrt:** Das schreiben die Hetzer hier, während die Reporter, auch Matthias Rüb in der »FAZ«, stets betonen, wie friedlich es zugeht. Da findet nun, sogar in Tirana selbst, ein richtiger bewaffneter Volksaufstand statt, und es fließt weniger Blut als jede Nacht in Washington oder Rio. Auf insgesamt 50 oder 100 Tote soll die Zahl der Opfer sich bislang belaufen. In Rostock war es nur einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß bei dem Pogrom nicht viele Menschen in den Flammen starben. Damals kamen keine Hubschrauber der Bundeswehr, um die Menschen zu bergen, die vor dem Mob und dem Feuer aufs Dach geflohen waren.

**konkret:** Könnte sich das, was derzeit in Albanien passiert, später im Westen wiederholen?

**Pohrt:** Meinungsmacher und Politiker scheinen es zu fürchten. Schauen wir uns mal die Tatsachen an, soweit sie hier bekannt sind: Die Leute in Albanien versorgen sich aus Regierungsdepots mit Waffen und Mehl. Jeder nimmt sich, was er braucht, ohne Rangeleien und ganz friedlich. Neues Spielzeug macht übermütig, mit den Gewehren wird viel herumgeknallt. Vier Tote oder sieben Tote durch Querschläger in einer Nacht, liest man. Hätten die Leute nicht Gewehre, sondern Motorräder gekriegt, wäre der Body-Count wesentlich höher ausgefallen. Eigentlich müßte man das im Westen bejubeln: Endlich kommt die Privatisierung mal richtig in Schwung. Statt dessen klingt Sabine Christiansen wie ein Klageweib. »Albanien versinkt im Chaos, Morde, Plünderungen, Bürgerkrieg«, sagt sie, und der Reporter in Tirana muß sie korrigieren: Keine Morde, nur ein paar Unfälle, und eigentlich auch kein Bürgerkrieg. Den wollen sie im Westen herbeireden.

**konkret:** Wie soll das funktionieren?

**Pohrt:** Einstweilen funktioniert es nicht. Die Presse hier hat zwar schon herausgefunden, daß es in Albanien zwei Volksstämme gibt, die Gegen im Norden und die Tosken im Süden, alte ethnische Gegensätze und Rivalitäten etc. Aber in Albanien liest keiner die »FAZ«, oder, um es mit den Worten von Reißmüller zu sagen, den Leuten dort »fehlt es an Zivilisiertheit«. Die Volkswut, so Reißmüller weiter, habe sich an fehlgeschlagenen Spekulationsgeschäften entzündet, um die Verteidigung der Menschenwürde ginge es nicht. So ist es. Demokratie, Menschenrechte, Trallalla wird nicht gefordert, sondern die Parole heißt, hart und einfach: »Geld zurück! «

**konkret:** Und davor hat man im Westen Angst?

**Pohrt:** So erkläre ich mir den aggressiven Katastrophenton, in dem die albanische Entwicklung kommentiert wird. Die Planungen für den Militäreinsatz laufen, die Presse fordert ihn schon. In Albanien, einem kleinen Land, können die Europäer Stärke zeigen, und es dürstet sie danach. Das Gerede von Morden, Plünderungen - nur die Massenvergewaltigungen fehlen - wird geglaubt, weil man glauben will, nur die gigantische Unterdrückungsmaschinerie des Staates hindere die Menschen daran, einander massenhaft zu ermorden. Die Ereignisse in Albanien beweisen bislang - und das ist das Großartige daran - das Gegenteil.

**konkret.** Die Bundesregierung erklärt aber kategorisch, keine Truppen schicken zu wollen.

**Pohrt:** Das hat sie anfangs im Falle Jugoslawiens auch behauptet. Und hören wir mal genauer hin. Kohl sagt nicht nein, sondern er fragt: Was sollen wir den Soldaten sagen? Anders formuliert: Jungs von der Presse und vom Fernsehen, bemüht euch mal. Die Vorgänge in Albanien müssen so dargestellt werden, daß ein Christenmensch einfach nicht mehr nein sagen kann. Zunächst brauchen wir die Médecins sans frontières und die sie begleitenden Reporter. Dann kommt die Menschenrechtskampagne. Irgendein Grüner macht im Bundestag Seelen-Striptease und erzählt, wie er sich unter Qualen durchrang zur Erkenntnis, daß die Bundeswehr eingreifen müsse, gerade auch im Hinblick auf Auschwitz und die unrühmliche Vergangenheit der Wehrmacht. Deutsche haben soviel Schlimmes getan, jetzt müssen sie es wiedergutmachen. Die ganze Meute schluchzt, und während die »Zeit« den moralischen Tiefgang der Debatte lobt, versorgt sich RTL bei den Kriegerbräuten mit Bildmaterial für den Fall, daß daraus Kriegerwitwen werden. Schließlich gibt die Regierung schweren Herzens dem eigenen Gewissen und dem Druck der Öffentlichkeit nach. Und irgendwie müssen die Arbeitslosenzahlen schließlich aus den Schlagzeilen raus. Der einzige Unsicherheitsfaktor in dieser Rechnung sind die Soldaten selbst. »Deutscher Kampfeinsatz in Tirana«, jubelte der Bayerische Rundfunk zwar. Aber die Helden sahen danach eigentlich nicht so aus, als wenn sie demnächst wieder losziehen wollen würden. Sie waren froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

**konkret:** Gute Aussichten also?

**Pohrt:** Nein, denn so schön, wie die Sache anfing, geht sie natürlich nicht weiter. Derzeit kungeln die WEU und Berishas Fino miteinander, und wenn die humanitäre Aktion erfolgt, ist die humanitäre Katastrophe da. Aber den Peacemakern blüht vielleicht, Albanien im Kampf gegen den äußeren Aggressor zu einen, es wäre nicht das erste Mal. Unabhängig davon ist die Entmachtung der Berisha-Clique, und sei es auch nur eine Entmachtung auf Zeit, ein Vorgang, der beispielgebende Wirkung haben könnte. Als die Meldungen aus Albanien kamen, gingen zeitgleich die Bilder von den Bergarbeiterdemonstrationen über den Schirm. Sicher, Europa ist nicht Albanien. Aber der neue Raub- und Bandenkapitalismus ist eben auch nicht mehr der alte.

Konkret 04/97, S. 4

# von Konkret

**Wie peinlich der deutschen Propaganda**-Kompanie Thomas Deichmanns Geschichte (KONKRET 3/97) über die Inszenierung jenes Fotos aus dem »serbischen KZ« Trnopolje ist, das 1992 »die Weltöffentlichkeit schockte« (»Taz«, 1997), zeigen die Reaktionen ihrer zwei Flügelmänner Matthias Rüb (»FAZ«) und Andreas Zumach (»Taz«). Über eine Pressekonferenz in Bonn, auf der Deichmann seine Recherchen verteidigte, berichtete der Kriegsberichterstatter der »Taz« aus »Genf«. Zumach hat eine »Stunde der Geschichtsfälscher und Revisionisten« erlebt: Ein »freier Journalist« ist Deichmann bei Zumach nur in Anführungszeichen und »nach eigener Darstellung«, »Fragen nach den Finanzquellen für seine kostspielige Kampagne« habe er in Bonn »nicht schlüssig beantworten« können - und »dennoch«, obwohl er nur ein sogenannter freier Journalist ist und nicht auf Spesen der »Taz« unterwegs, »dennoch druckten verschiedene Presseorgane seinen Artikel ab«. Weil er Deichmanns Befund, nicht die fotografierten Gefangenen hätten hinter Stacheldrahtzaun gestanden« sondern die Fotografen hätten sich dort postiert, um ein KZ-Foto schießen zu können, nicht widerlegen kann, lügt sich Zumach auf diese Weise um den Sachverhalt herum:

*ITN und Vulliamy bestätigten zwar die Existenz des eingezaunten Areals. Doch sei auch das gesamte Lager von einem Zaun umgeben gewesen ...*

Nebenbei und anders als im August 1992, als das Bild »die Weltöffentlichkeit schockte«, erfährt man jetzt von Zumach, die »Gefangenen im Lager von Trnopolje« seien »überwiegend Muslime, aber auch Kroaten und Serben« gewesen. Zumachs Kollege Matthias Rüb von der »FAZ« wechselt sicherheitshalber ins Feuilleton, um vor den Fakten in eher philosophisches Gegreine über »Wahrheit und Stacheldraht« auszuweichen. Die Fotos hatten damals »Erinnerungen an die Konzentrationslager der Nazis« wachgerufen, sinniert Rüb. Ob zu Recht oder zu Unrecht, sagt er nicht geradeheraus, sondern so, daß die Frage, »auf welcher Seite eines Pflocks ein Stacheldraht angebracht ist«, von Deichmann »fetischisiert« (also zu wichtig genommen) worden sei. Denn irgendwie ist die Frage, ob das Foto inszeniert war, schon deshalb wurst, weil die Reporter, die es gemacht hätten, »bei ihrer Darstellung, daß Trnopolje ein Internierungslager war«, geblieben seien. Also was nun, Internierungs- oder Konzentrationslager? Auch das ist alles irgendwie egal, denn:

*Wichtiger als der Streit um einzelne Filmaufnahmen sind an den Polemiken Brocks, Deichmanns, Handkes oder Behams, daß sie generell gegen den vorgeblich endemischen Gesinnungsjournalismus zu Felde ziehen. Diese Gesinnung soll eine allgemein antiserbische gewesen sein. Mit noch größerem Furor leugnen sie implizit die Existenz serbischer Konzentrationslager überhaupt,*

obwohl doch die Fotografen bei ihrer Darstellung bleiben, daß Trnopolje ein Internierungslager war und Rübs Herausgeber Johann Georg Reißmüller schon im Sommer 1991 die serbenfreundliche Parole ausgegeben hatte:

*Jugo-Serbien ist eine gänzlich uneuropäische Macht. In der heutigen Staatenwelt ähnelt ihm am ehesten der Irak; die serbischen Führer haben zur Wahrheit ein orientalisches Verhältnis. Deshalb darf für Serbien auf alle absehbare Zeit kein Platz in der europäischen Gemeinschaft sein.*

Eine allgemein antiserbische Gesinnung? Keine Spur. Es ist die Stunde der Geschichtsfälscher und Lohnschreiber.

**Anstiftung und Mitwirkung** deutscher Schreibtischtäter bei der Verwandlung des »Völkergefängnisses Jugoslawien« (»FAZ«, »Spiegel« und alle andern) in ein Schlacht- und Totenhaus sind exemplarisch dokumentiert im Band 12 der Reihe »konkret texte«, der am 18. April erscheint. *Bei Andruck Mord. Die deutsche Propaganda und der Balkankrieg,* herausgegeben von Wolfgang Schneider, versammelt Beiträge von Wolfgang Pohrt, Erwin Riess, Jürgen Elsässer, Otto Köhler, Peter Brock, Werner Pirker, Michael Scharang, Klaus Bittermann, Hermann L. Gremliza und anderen, die die Zerstückelung Jugoslawiens als das erscheinen lassen, was sie war: ein Blutbad, in dem Deutschland als kriegsfähige Weltmacht wiedererstehen wollte. *Bei Andruck Mord* hat 264 Seiten und kostet 19,80 Mark. (Wer nur 15,80 Mark bezahlen möchte, lese weiter auf Seite 49.)

Konkret 04/97, S. 6

# an Konkret

Terror ad infinitum

**KONKRET 3/97: »Der Lenin von gestern« von Peter 0. Chotjewitz**

Peter 0. Chotjewitz' Essay läßt die Schlußfolgerung zu: Hätte Stalin Chruschtschow noch umbringen lassen, dann hätten die Enthüllungen über Stalins Verbrechen auf dem XX. Parteitag verhindert werden können, und damit wären die »Voraussetzungen für die Strategien zum Sieg über die SU« entfallen. Hier schließt sich dann die Frage an: Und wenn er Chruschtschow hätte ermorden lassen, hätten dann noch andere aus seiner Umgebung vielleicht die Taten des Despoten veröffentlichen können? Hätten von daher die »Säuberungen«, ein Begriff, den der Autor unbesehen für die Ermordungen übernimmt, nicht nur noch »konsequenter« durchgeführt werden müssen? Letztlich hätte diese Logik einen Massenterror ad infinitum zur Folge gehabt. Denn grundsätzlich war ja jeder in Stalins Nähe »eine Gefahr und deshalb gefährdet«. Pol Pot läßt herzlich grüßen.

Chotjewitz' Abhandlung bleibt vollständig in einer personenfixierten Betrachtung des Stalinismus verhaftet. Dadurch können keine neuen Erkenntnisse über die Ursachen des Scheiterns des ersten großen historischen Versuchs, eine Alternative zum Kapitalismus aufzubauen, gewonnen werden.

*Dietmar Köster*

*Wetter*

*Verstehe ich richtig?*

**KONKRET 3/97: »Väterchen Stalinismus« von Hermann L. Gremliza**

Bei allem Verständnis für Ihr Anliegen, aber was soll ich von so zuckersüßen Sätzen halten wie: »Die Wirklichkeit der Stalinschen Terrorherrschaft, die spätestens mit dem 20. Parteitag der KPdSU in ein recht durchschnittlich-autoritäres Regiment überging«, bzw.: »Stalins Terror dauerte nur relativ kurze Zeit, fast neunzig Prozent seiner Opfer starben in den Jahren 1936 bis 19380

1. Vielleicht war es auch schon zu Stalins Lebzeiten nur ein durchschnittlich-autoritäres Regime? Ilja Ehrenburg ein Lakai der CDU und die ganze Geschichte von der »Stalinschen Terrorherrschaft« eine Art Auschwitzlüge?

2. Verstehe ich richtig - nur wer stirbt, ist Opfer? Neben mir liegt Heft 3/1997 der »Antifaschistischen Nachrichten«. Dort geht es um die Rehabilitation der NS-Militärjustizopfer und um die nach wie vor ausstehende Entschädigung ehemaliger ZwangsarbeiterInnen, die bei Bosch und Siemens schuften mußten. Nach obiger Definition eigentlich kein Thema.

3. Den Hungertod einer siebenstelligen Zahl von Sowjetbürgern als Folge der »sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft durch Zusammenschluß der Bauern in Kollektivwirtschaften« *(Meyers Kleines Lexikon in drei Bänden,* Leipzig 1968) finde ich in Ihrem Artikel weder erwähnt noch dementiert. Aber sicher ließe sich auch hier sowohl um Zahlen feilschen als auch darum, ob dies nun dem Stalinismus in die Schuhe zu schieben ist, oder ob es vielleicht unter der neutralen Rubrik »Experimente gehen eben manchmal schief« abzubuchen wäre.

Es ist ärgerlich, empörend, wenn es ein » 1. SED-Unrechtsbereinigungsgesetz« in einem Land gibt, in dem kein Richter der Militärjustiz nach dem 2. Weltkrieg verurteilt wurde, ein Herr Filbinger Karriere als Ministerpräsident machte, ein Herr Schwinge als Universitätsdirektor und ein Herr Hülle als Oberlandesgerichtspräsident. Meine Empörung resultiert aber aus der Straffreiheit der Letztgenannten, nicht aus der Schlußfolgerung, daß dann die Erstgenannten ebenfalls Straffreiheit genießen sollten (politischer Schauprozeß hin, politischer Schauprozeß her).

*Peter Clausing*

*Jena*

*Geschmacksfrage*

**KONKRET 3/97. Anzeige »Kunst und Kampf«**

Der »sozialistische Realismus« hat wenig mit Kunst und noch weniger mit Realismus zu tun. Auch wenn sich ein Projekt »Kunst und Kampf« nennt und das »Medium Kunst in der politischen Auseinandersetzung« verwenden will, rechtfertigt das noch lange nicht die Anwendung eines naturalistischen Stils, von dem sich agitatorischer Effekt versprochen wird. Denn der Naturalismus ist reaktionär, der »sozialistische Realismus« seine Kitschvariante.

»Saubere Mädels, starke Genossen«, hieß das bei Bredel und bediente die faschisierte Ästhetik des massenkulturellen Konsums in der Weimarer Republik. Wenn die Frau auf dem abgebildeten Bild auch noch blond ist und alle Männer gleichermaßen muskelbepackt - wozu dann ein Bild in einer Mischung aus Tom of Finland und röhrendem Hirsch, das eine Gewaltszene darstellt?

Aber ja, an den Abzeichen und Armbinden wird der Unterschied deutlich. Aber ist das als Unterscheidungsmerkmal nicht ein bißchen dürftig? Zumal sich künstlerisch kein weiterer Hinweis finden läßt. Das wäre wahrscheinlich eher Bestandteil einer Stalinismus-Diskussion.

Jedenfalls habe ich mich gefragt, wieso von einer »systematischen Kriminalisierung« von Kunst die Rede ist, wo doch nur Agitation gemeint ist - der Stil jedenfalls entspricht wahrscheinlich dem Geschmack der allermeisten Deutschen, also eben auch dem von denen mit der falschen Armbinde. Inhalt (oder Armbinde) allein reicht eben nicht.

*Tjark Kunstreich*

*Berlin*

*Kleine Freude*

**KONKRET 3/97: »Als die Bilder lügen lernten« et al.**

Wer die Ansicht teilt, daß die an der rezenten Zerlegung Jugoslawiens beteiligten Mächte die Maxime »Trenne und herrsche« bis zum schädlichsten Übermaß ausgeübt haben, wird sich darüber freuen, was Heinrich Heine aus Paris am 12. Januar 1842 schrieb: »König Philipp hat die Maxime seines mazedonischen Namensgenossen, das >Trenne und herrsche<, bis zum schädlichsten Übermaß ausgeübt.« Gemeint war Philipp 11., der (359-336 v. Chr.) »den größten Teil der Balkanhalbinsel in Abhängigkeit brachte. ... Diese Aufgabe hat Philipp, gleich bedeutend als Feldherr, Staatsmann und Diplomat, meisterhaft gelöst« *(Brockhaus).*

*Arno Matthias*

*Erkrath*

*Großer Ärger*

**KONKRET 1/97: »Buch & Deckel«**

In der Januar-Ausgabe fanden sich zwei Rezensionen von Büchern über die aktuelle cubanische Politik in Sachen Weltmarkt. Wer beide Besprechungen miteinander verglich, stellte verwundert fest, daß der eine Rezensent jeweils an dem besprochenen Buch vermißte, was der andere an seinem kritisierte - und umgekehrt. Während Vollmann/Zahn »Fatalismus« gegenüber den »Chancen« vorgeworfen wurde, »Stücke der sozialen Errungenschaften ... möglichst lange zu bewahren«, soll Burchardts Buch »Markt-Propaganda« zugunsten einer Öffnung für den Weltmarkt betreiben und die Notwendigkeit einer Überwindung des Kapitalismus theoretisch vernachlässigen. Ist der Weltmarkt nun eine Chance, oder muß er überwunden werden, weil er Cuba keine läßt? Oder will uns KONKRET mit einer solchen Art von Doppelrezension sagen, daß die Wahrheit in der Mitte liegt?

Schuhler weist in seiner Rezension daraufhin, daß das »Volkseinkommen der Cubaner« trotz aller Weltmarkt-Skepsis in den letzten beiden Jahren wieder gestiegen sei und auch der Peso an Kaufkraft gewonnen habe. Er vergißt dabei nur eines: »Volkseinkommen« ist mittlerweile nicht mehr das, was es vorher war. Es ist nicht mehr Index einer gewachsenen Produktion, die sich an der Versorgung der Bevölkerung messen lassen sollte, sondern zeigt jetzt die Anhäufung von Dollar-Vermögen an einer Stelle bei gleichzeitiger Verarmung an anderer Stelle an. Deshalb ist es heutzutage auch kein Volkseinkommen »der Cubaner« mehr. Oder hält Schuhler es auch für positiv, wenn in Chile Wirtschaftswachstum stattfindet? Übrigens hilft es nichts, auf den erstarkten Peso zu deuten, denn dessen Stärke drückt auch nichts anderes aus als die des Dollars, nämlich daß zunehmend Geschäft in dieser Währung gemacht wird. Wem wird das wohl nützen?

*Joschi Welp*

*Bremen*

Unseriös zu nennen ist eine Rezension, Welche Aufbau und Grundaussagen eines Buches entstellend wiedergibt, um so eigene Gedanken zum Gegenstand loszuwerden. Weder haben wir Castros Plan, mit dem Kapitalismus den Sozialismus zu retten, »scharf kritisiert«, noch die Position vertreten, es »sei völlig egal, was die KP Kubas mache, der Sozialismus sei ohnehin nicht mehr zu retten, nun käme es darauf an, daß man sich nicht auch noch das Bewußtsein abkaufen läßt«.

In *Kuba - Vom »Modell« zurück zum »Hinterhof«* wird vielmehr der Nachweis geführt, daß Kuba aufgrund mehrerer Faktoren - Wegfall der SU-Unterstützung und der RGW-Handelsbeziehungen, Abhängigkeit vom Weltmarkt im Export und bei Importen, als Entwicklungsland mit geringen Ressourcen, US-Embargo und rücksichtslos durchgeführter Erpressungen der Geschäftspartner in der restlichen freien Welt - keine andere Wahl hat, als sich den harten Bedingungen dieses kapitalistisch bestimmten Weltmarkts zu stellen.

Wenn man die Gründe für Kubas Niedergang analysiert, so muß daraus keineswegs ein »Fatalismus der Praxis« (?!) folgen, wie der Rezensent Schuhler ihn uns unterstellt, sondern dies kann aufgrund begriffener Zusammenhänge ein Aufstehen gegen die Ursachen solcher Verhältnisse anstoßen. Eine solche Praxis würde konsequenterweise die erkannten Ursachen auch an ihren Wurzeln bekämpfen - also in der 1. Welt, in den Metropolen kapitalistischer Macht - , statt einer Praxis anzuhängen, die auf einmal für eine Politik des »kleineren Übels« eintritt, also so etwas wie einen Kapitalismus mit Castros menschlicherem Antlitz statt dem der Bacardis.

*Anna Vollmann*

*Werner Zahn*

Konkret 04/97, S. 9

**Hermann L. Gremliza**

# Die Ehre der Nazis

»Nach dem mit großer Mehrheit gefaßten Beschluß über den neuen Bosnien-Einsatz der Bundeswehr blickt man fast ungläubig auf den leidenschaftlichen Streit darüber zurück, was deutsche Soldaten dürften und was nicht, was »undenkbar« sei oder vielleicht doch denkbar werde, wie der politische Imperativ laute, dem die Deutschen wegen der historischen Belastung in diesem Jahrhundert zu folgen hätten. Hat dieser Streit wirklich jahrelang Parlament, Parteien und Verfassungsgericht in Atem gehalten?«

Leitartikel der »Frankfurter Allgemeinen«

Nichts ist undenkbar, deutsche Soldaten dürfen alles, und sei es in einer »glänzend gelungenen Kommandoaktion« (»Hamburger Abendblatt«) mit sechs Militärhubschraubern in ein anderes Land einfallen und mit 250 Schüssen auf dessen Bürger »erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg ein Feuergefecht auf ausländischem Territorium« (»Tagesspiegel«) führen. Und deutsche Journalisten dürfen darüber berichten wie die Mitglieder einer Propaganda-Kompanie.

Sie dürfen es, weil deutsche Soldaten und Kriegsberichterstatter »seit dem Zweiten Weltkrieg« gute Soldaten und Kriegsberichterstatter geworden sind. So jedenfalls sehen manche, und so sähen es viele gern, wie beispielsweise der Klaus Frühhaber, Generalmajor der Bundeswehr, und Befehlshaber der deutschen Truppen in Bosnien: »Die Bevölkerung dieses Landes soll erkennen, daß diese deutschen Soldaten andere Soldaten sind als die des Zweiten Weltkriegs.«

Was also läge da näher, als den Unterschied herauszustreichen, indem man die Wahrheit über die Verbrechen der deutschen Wehrmacht, den Bevölkerungen dieses Landes wohlbekannt, nicht länger leugnet? Man hatte es lange genug getan - und gar nicht anders gekonnt. Als Ende der siebziger Jahre ein moralisch noch nicht gänzlich perforierter Norbert Blüm bemerkte, die Wehrmacht habe eine Front gehalten, hinter der die Gasöfen rauchten, und Franz Alt in der Sendung »Report« die Studien der Freiburger Militärhistoriker über Verbrechen der Wehrmacht vorstellte, wurden sie von ihren Parteifreunden binnen 'lägen zum Schweigen gebracht. Die Führung der Bundeswehr bestand noch fast ausschließlich aus alten Hitler-Soldaten, an allen Hebeln der Politik, der Verwaltung, der Justiz und der Wirtschaft saßen Nazis aller Art - die konnten und wollten die Wahrheit nicht hören.

Inzwischen sind die Herren in Pension, in der Seniorenresidenz oder unterm Rasen. Selbst aus dem Bundeskabinett hat die Biologie die letzten Mitglieder der NSDAP, der SS und der SA vertrieben. Auf wen also noch Rücksicht nehmen? Warum nicht endlich Ballast abwerfen und zugeben, was alle Welt, die den deutschen Krieg erlitten hat, weiß: daß die Wehrmacht durch ihren Überfall auf die Sowjetunion, die Ermordung von zwanzig Millionen Sowjetbürgern und ihre Teilnahme an der Vernichtung der europäischen Juden eine massenmörderische Organisation geworden war, die jeden, der ihr zugehörte, zum Verbrecher machte, mindestens »objektiv«, was zuzugeben der Ralph Giordano, der so gern Ja zu Deutschland sagen möchte, einen der neuen Nationalhistoriker auf Knien anflehte (siehe Seite 27)?

Könnte nicht aus solchem Geständnis ein fast unbezahlbarer moralischer und also auch politischer Gewinn springen? Hat nicht ausgerechnet Daniel Goldhagen, der die Deutschen bis 1945 eines eliminatorischen Antisemitismus beschuldigt hatte, den Deutschen nach 1945 wegen erstklassiger Vergangenheitsbewältigung erst jetzt wieder ein Wesen attestiert, an dem sämtliche Nachbarstaaten genesen könnten? »Daß ich in Deutschland für ein Buch mit solch verunsicherndem und schmerzvollem Inhalt ausgezeichnet werde«, sei, sagte er, »der eindrucksvollste Beleg«, daß »nicht die Bundesrepublik, sondern andere Länder sich wandeln sollten« und es Zeit sei, »dieses deutsche Modell zu internationalisieren ... «

Viele hatten in der Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung Ober die Verbrechen der Wehrmacht eine solche Chance gesehen. Stadtverwaltungen wollten die Schau in ihren Rathäusern zeigen, Feuilletons berichteten wohlwollend bis enthusiastisch, einige ältere und jüngere Nazis steuerten ihr nicht unerwünschtes Protestgeplärr bei. Alles schien seinen schönen sozialliberal-zivilgesellschaftlichen Gang zu gehen.

Bis der, sehr plötzlich, zum Halten gebracht wurde. Es geschah genau fünf nach Zwölf, in jenem historischen Augenblick, da Deutschlands uneingeschränkte Kriegsfähigkeit wiederhergestellt, vom äußeren Feind beglaubigt und von der nationalen Opposition nicht langer bestritten war. For every reason/ turn, turn, turn/ there is a season, und die der ~>deutschen Zerknirschung« war nun vorbei. Dem »Bayernkurier«, Zentralorgan der CSU, war die Ausstellung ein »Vernichtungsfeldzug gegen das deutsche Volk«, der Münchner CSU-Vorsitzende Gauweiler organisierte einen schwarzbraunen Marsch auf die Schänder der Feldherrnehre, die Frankfurter CDU-Bürgermeisterin Petra Roth wollte die »Beleidigung von Millionen Soldaten« nicht länger ertragen, und die Bremer CDU ließ ihren Koalitionspartner SPD das Bekenntnis aufsagen, daß er »die kritischen Argumente der CDU sieht«, denen zufolge »die Mehrzahl der deutschen Soldaten an Greueltaten nicht beteiligt gewesen« ist.

Was vor zwei, drei Jahren als Bekenntnisse einiger Unbelehrbarer abgetan worden wäre, war quasi über Nacht zur publizistischen Chefsache geworden. Für die deutsche Rechte setzte in der »FAZ« deren Politikchef Fromme die Markierungen:

*Die Ausstellung bringt inhaltlich nichts Neues Sicher wurde der Krieg in Rußland mit besonderer Harte geführt Das hing mit einer sich vorbereitenden Verzweiflung zusammen ... Für den Soldaten im Rußlandfeldzug galt, daß er, für den Dienst in der Wehrmacht verpflichtet und zu ihm gezwungen, vielleicht auch aus deutscher Tradition gehorsam (aber in anderen Nationen war es ähnlich), seine Pflicht tun mußte ... Den »Mitläufern« ist das zuzubilligen, was jetzt die Gerichte bereitwillig den allzeit bereiten Dienern des SED-Staats gönnen ... Das Sichvertragen der Generationen (es geht jetzt um Großväter und Enkel) [wird] erschwert ... Die alten Soldaten wollen eine ihrer Lebensphasen in erträglichem Licht sehen dürfen.*

Erstens war alles längst bekannt, zweitens war es ganz anders, drittens waren deutsche Verbrechen keine Verbrechen, sondern Verzweiflungstaten, viertens waren die andern nicht besser, und fünftens war der eigentliche deutsche Verbrecherstaat die DDR, laßt also den armen Großvätern ihren Frieden. Natürlich geht es Fromme und den Seinen keineswegs um Ehrfurcht vor dem weißen Haar - »Deserteure durchweg als Widerstandskämpfer anzuerkennen, ihnen Denkmale zu setzen und ein Wiedergutmachungsgesetz zu widmen«, lehnt er entschieden ab - , sondern um die Ehre alter Männer, die Nazis waren, die Nazis wählten und die Nazi-Verbrechen begingen.

Und um die Ehrfurcht der Enkel, denen die Ausstellung nach Auffassung des »Spiegel«-Herausgebers Augstein zeigen soll, »wie die Deutschen es fertiggebracht haben, ein Drittel ihres Staatsgebiets zu verlieren. Und wie es kommen konnte, daß eine ehrbare Wehrmacht, eine ehrbare Armee den kranken Plänen eines irren Führers folgte ... Natürlich gab es anständige Offiziere, vermutlich stellten sie die Mehrheit, auch im Ostheer ... »*

Auch ich hatte gedacht (und aufgeschrieben), daß die Ausstellung des Reemtsma-Instituts, da nun die Täter außer Amt und Würden sind, den ungeteilten Beifall des neuen Deutschland finden müßte. Das war ein knapp fünfzigprozentiger Irrtum. Recht bekomme ich zwar heute noch bis hin zum Wehrexperten der FDP, der die Frage stellt: Wenn wir nicht zugeben, daß das, was die Wehrmacht getan hat, Verbrechen waren, wie können wir dann DDR-Grenzsoldaten vor Gericht stellen und die Bundeswehr an Orte schicken, an denen die Wehrmacht einmal war?

Unrecht hingegen gibt mir Frommes Kalkül, das die andere Hälfte, die von Gauweiler bis hin zu den Wehrmachts-Offizieren Helmut Schmidt und Richard v. Weizsäcker reicht, teilt: die Ehre der Nazi-Großväter hochzuhalten, um die Geschichte nicht nur der Bundeswehr, sondern der Bundesrepublik, die von ihnen »aufgebaut« wurde, nicht neu schreiben zu müssen, und um die Enkel zu lehren, »was deutsche Soldaten dürfen und was nicht«, daß »eine historische Belastung« für sie keine Bedeutung hat, und Taten, die sie für Deutschland tun, recht getan sind, mag der Rest der Welt sie auch Verbrechen nennen. Das gibt die Zuversicht, die bei künftigen »Kommandoaktionen« gebraucht wird, auf daß sie »glänzend gelingen« mögen.

---

*Angemerkt sei, daß Augstein vielen seiner Behauptungen selber widerspricht, wobei diesmal die vernünftigen Passagen die dummdeutschen überwiegen.

Konkret 04/97, S. 10

# Herrschaftszeiten

### Mythologie

Erst wurde die Lenin-Werft von Gdansk zur »Geburtsstätte der Gewerkschaft Solidarnosc« (»FAZ«& »Taz«), dann wurde sie zur ehemaligen Lenin-Werft, jetzt wurde sie zur ehemaligen Werft: Die polnische Pekao-Bank lehnte einen Kreditantrag über 100 Millionen Dollar ab, die Regierung schloß den Betrieb, 3.500 Werftarbeiter sind arbeitslos. »Ende eines Mythos« nennt es die »FAZ« und sorgt gleich für die Verbreitung eines neuen: Ein »Solidarnosc«-Führer habe gesagt, die Werft sei nur deshalb geschlossen worden, weil die polnischen Exkommunisten, die jetzt als Sozialdemokraten regierten, »das Symbol für den Kampf der polnischen Arbeiter gegen den Kommunismus aus der Welt schaffen« wollten. Ein Einfall, der danach lechzt, von Biermann auf der Guitarre begleitet zu werden.

### Karriere 1

Walter Dimitrow erhielt 1996 zu seiner Pensionierung das »goldene Skalpell« als bester Chirurg Bulgariens. 1997 erhält er eine Rente von monatlich fünf Mark. Damit er nicht verhungert wie jene 80 behinderten Kinder in einem Heim in Dschurkowo, züchtet der Arzt Geflügel und stickt Gobelins. Zwölf von 25 in Stara Sagora gestorbene Rentner hatten drei Tage vor dem Tod nichts mehr gegessen. Der Internationale Währungsfond (IWF) hatte seine Zahlungen an Bulgarien im Herbst 1996 wegen »mangelnder Reformen« eingestellt.

### Karriere 2

Ein in der Schweiz lebender Michael unbekannten Familiennamens ist auf dem Flughafen von Bukarest begeistert empfangen worden. Dem Besucher, der sich selbst König von Rumänien nennt, wurde ein rumänischer Paß überreicht. Mit Präsident Constantinescu sprach Michael über die Möglichkeit, in Rumänien die Monarchie wiederzuerrichten.

### Todesstreifen

108 Schüsse hätten Beamte des BGS 1996 an den deutschen Grenzen abgegeben, berichtet das Bundesinnenministerium, 38 davon seien Warnschüsse, 8 Schüsse auf Tiere und 10 gezielte Schüsse auf flüchtende Personen gewesen. In einem Fall sei eine Person in Notwehr getötet worden.

### Eiserner Vorhang

»Die bestgesicherte Grenze Europas« liegt nach Angaben der »Welt« an Oder und Neiße. 1996 konnten die Truppen des Bundesgrenzschutzes 10.600 mal »Aufgriffserfolg« melden. Polizeikommissarin Martina Walkowiak führt das auf »die sehr vielen Hinweise aus der Bevölkerung« zurück, weshalb ihr Kommandant Jan-Christof Möller bekennt: »Die Arbeit hier macht mir sehr viel Spaß.« Von der Grenze zu Tschechien berichtet der »Spiegel«, März 1997:

*Deutschland zieht einen neuen eisernen Vorhang hoch. Brücken über die Grenzflüsse werden mit Videokameras überwacht, Polizisten patrouillieren mit ihren Hunden, Nachtsichtgeräte und Wärmekameras sollen Illegale beim Grenzübertritt aufspüren. Sogar mit einer C02-Meßsondefummeln die Grenzer unter der Plane von Lastwagen herum, um Flüchtlinge an ihrer Atemluft zu erkennen.*

### Memo

*Die Staaten Osteuropas werden nicht, wie sie hoffen, Teil der Ersten, sondern der Dritten Welt werden, deren Grenze zur Ersten Oder und Neiße bilden. Polen, Tschechen, Ungarn, Russen werden lernen, daß der Reichtum der Welt, mit dem man sie gelockt hat, längst und fest aufgeteilt ist,- was ihre Planwirtschaft ihnen bot: ein ärmliches, aber gesichertes Auskommen, hält die Marktwirtschaft nicht für sie bereit.*

Hermann L. Gremliza in »Ein Volk gibt Gas«, April 1990

### Rätsel

Wie heißen die fünf Städte, deren Stadträte das neue, restriktive Asylrecht boykottieren, sich der Abschiebung gerichtlich nicht anerkannter Bewerber widersetzen, ihnen kommunales Asyl anbieten und so den Rechtsstaat mit Füßen treten? Mannheim, Rostock, Lübeck, Solingen, München? Falsch. Die Hochburgen des Rechtsbruchs heißen Amsterdam, Den

Haag, Utrecht, Rotterdam und Apeldoorn.

**Strecke**

Das BKA rechnet für das Jahr 1996 folgende Kapitalverbrechen rechtsradikalen Tätern zu: 12 versuchte Tötungen, davon eine vollendete - ein Jugendlicher wurde von Neonazis zu Tode getreten.

**Innere Einheit**

Noch 1991 lag das Gebiet der ehemaligen DDR bei der Zahl der Straftaten je 100.000 Einwohner mit 3.723 gegenüber dem alten BRD-Gebiet mit 7.331 Delikten weit zurück. Bereits 1994 jedoch hatten die neuen Bundesländer mit 9.748 Straftaten die alten mit ihren 8.032 locker überholt.

**Bundespräsident Roman Herzog und Frau Christiane Herzog werden auf Einladung Seiner Majestät Tuanku Ja'afar Ibni Al-Marhum Tuanku Abdul Rahman Yang diPertuan Agong Malaysia einen Besuch abstatten**

---

**Presse- und Informationsamt der Bundesregierung**

**Wenn es in Albanien immer wüster zugeht, dann wird der Westen das Land für eine Weile unter seine Kuratel stellen müssen**

---

**Johann Georg Reißmüller, Herausgeber der »FAZ«**

**Friedens-Dividende**

Die Nato-Staaten haben im Jahr 1994 für Waffen und Waffensysteme 775 Milliarden Mark ausgegeben - dreimal mehr als Rußland, China, der Iran und der Irak zusammen. Die Nato ist nämlich eine Verteidigungsgemeinschaft.

**Ein Märchen**

Es war einmal eine Zeitschrift, die hieß »Wochenpost« und erschien in der Deutschen Demokratischen Republik. Sie war so beliebt, daß die Höhe ihrer Auflage nur durch den Mangel an Druckpapier zu begrenzen war. Das gefiel dem Gruner & dem Jahr, und als die Zeit gekommen war, da sie annektieren sollten, da annektierten sie das Blatt. Die dummen Ossis aber wollten es nicht leiden und bestellten ihr Abonnement ab. Das verdroß den Gruner & den Jahr gar sehr. Weil aber ein Konkurs der »Wochenpost« das Ansehen und eine Abwicklung die Kasse zu sehr strapaziert hätte, suchten sie einen schönen Prinzen, der die »Wochenpost« heimführen wollte. Eines sonnigen Tages kam der Dietrich von Boetticher daher und befreite den Gruner & den Jahr mit dem Versprechen, für eine geringe Mitgift die »Wochenpost« noch eine Schamfrist lang auszuhalten, aus ihrer Verlegenheit. Und so geschah es.

Damit hätte das Märchen enden können, gäbe es nicht in Hamburg noch ein Wochenblatt, dessen Verleger, der Ganske und der Burda, auf der Suche nach Lesern schon 70 Millionen Taler in den Sand des Elbestrands gesetzt hatten. Als sie hörten, daß die »Wochenpost« noch 64.000 Abonnenten gehabt habe, glaubten sie es sogleich und dachten bei sich: Wie, wenn man denen nun ihre »Woche«, um eine Beilage mit dem Aufdruck »Wochenpost« ergänzt, in die Briefkästen drückte? Gefragt, getan. Weil sie aber nicht schon wieder vom guten Bar löhnen wollten, gaben der Ganske und der Burda dem schönen Prinzen Dietrich als Tauschpreis für der »Wochenpost« Abonnenten-Kartei 46 Prozent ihrer siechen »Woche« ab.

Als er aber die 64.000 zu den 40.000 addierte, welche er von seiner »Woche« in sehr guten Wochen absetzt, behielt der Chefredakteur einen zuviel im Sinn: »Es ist absolut sicher, daß wir damit über die magische Grenze von 150.000 verkauften Exemplaren pro Woche kommen.« Bissinger, so nannte sich dieser unglückliche Nachfahr Adams des Riesen, hatte freilich nicht bedacht, daß nicht nur er sich auf die Kunst des Rechnens versteht. Die 64.000, von denen er gehört hatte, waren nämlich ebenfalls durch Addition entstanden, und zwar von Abonnenten, die ihr Abonnement bezahlt, und von ehemaligen Abonnenten, die sich nicht gewehrt hatten, wenn ihnen die »Wochenpost« trotz Abbestellung gratis zugestellt wurde. Undankbar, wie Ossis sind, wollten die nicht einmal für umsonst alles annehmen, und als man ihnen statt ihrer Erinnerungspost Bissingers Yellow-»Zeit« in den Briefkasten steckte, verbaten sie sich dieses. Schon nach wenigen »Wochen«Wochen fehlte an den 64.000 eine Null, und mit der Auflage der »Woche« war es also wieder nichts. Und wenn der Ganske und der Burda dem schönen Prinzen nicht übers Jahr die restlichen 54 Prozent der Braut antrauen, will ich Gruner oder noch schlimmer heißen.

**Handsigniert**

Früher reichte das Alphabet der politischen Petenten von A wie Wolfgang Abendroth bis Z wie Gerhard Zwerenz. Die Liste der Unterschriftsteller zur »Erfurter Erklärung vom 9. Januar 1997 - Verantwortung für die soziale Demokratie« endet wie einst mit »Gerhard Zwerenz«, beginnt aber mit »Prof. Dr. Elmar Altvater«. Und so hat die Erfurter Erklärung doch etwas Nützliches: Sie erinnert daran, daß Wolfgang Abendroth leider tot ist.

**Rassenkunde 1**

In der Zeitschrift »Gesundheitswesen« aus dem Thieme Verlag, Stuttgart und New York, stellen ein M. Wolf vom Gesundheitsamt der Stadt Wuppertal und ein P. Tschohl vom »Institut für Völkerkunde bei der Universität zu Köln«, eine Studie »Zur Epidemiologie einzelner Frontzahnlücken bei Exil-Tamilen« vor, in der sie der »Frage nach sozial, kulturell, religiös oder sogar politisch fixierten Ursachen« nachgehen und die Antwort erwägen, »die tamilischen Asylbewerber könnten intendieren, durch die Dokumentation von Folgen vermeintlicher, vorgeblich politisch motivierter Gewalttaten oder Folterungen ihren Angaben zur Begründung ihres Asylantrages besonderes Gewicht zu verleihen«. Bevor Kanther sich zu früh freut, müssen die Autoren freilich einräumen, daß »diese Hypothesen... nicht empirisch gesichert« seien.

**Rassenkunde 2**

In einer Mietsache hat ein Bochumer Amtsgericht entschieden, daß »Zigeuner« generell »als Nachmieter einer Wohnung nicht geeignet« seien, da Mitglieder dieser »traditionell überwiegend nicht seßhaften Bevölkerungsgruppe« keine »Zukunftsprognose als Mieter« zuließen. Nach Protesten entschuldigte sich der Amtsrichter für seine »Wortwahl«. In der Sache sei sein Urteil richtig.

**Rassenkunde 3**

Allein im Zugabteil sitzt der 55jährige Wilfried S. aus Buchholz/Nordheide, Ingenieur in der Hamburger Umweltbehörde. Herein kommt Kolong Jamba, ein schmächtiger schwarzer Asylbewerber, angetrunken. Um den Eindringling mit der kalten Winterluft zu vertreiben, öffnet Wilfried S. das Fenster. Kolong Jamba schließt es. Das geht mehrmals hin und her. Als Kolong Jamba wieder einmal aufspringt, zieht Wilfried S. sein 13 cm langes, beidseitig geschliffenes Messer und sticht den unbewaffneten Kolong Jamba tot.

Außer dem tödlichen ersten Stich in den Unterleib hat die Leiche noch mehrere Stichwunden, sogar am Hinterkopf. Das Landgericht Stade erkennt auf Notwehr und spricht Wilfried S. frei. Der Bundesgerichtshof hebt das Urteil auf und verlangt eine Bestrafung. Eine andere Kammer des Landgerichts Stade erkennt wiederum auf Notwehr und gibt zwei fahre Haft auf Bewährung. Glimpflich. In der Stader Gegend hätte Wilfried S. auch das Bundesverdienstkreuz kriegen können.

**Rassenkunde 4**

Der Datenschutzbeauftragte des Bundes, Joachim Jakob, paßt auf: »Sobald gesichert ist, ob es sich uni Opfer oder Zeugen handelt, müssen weiche Daten wie rassische Merkmale oder sexuelle Neigungen gelöscht werden.«

**Generalissimus**

Weil linke Gruppen angekündigt hatten, nach dein Mordanschlag auf einen PDS-Buchhändler keine Nazi-Provokationen mehr hinzunehmen, verbot Berlins Polizei-General Schönbohm (CDU) eine Kundgebung der NPD-Jugend. Als das Gesocks dennoch mit Hitlergruß und Reichskriegsflagge am S-Bahnhof Wuhletal aufmarschierte und dort auf Gegendemonstranten traf, schlug Schönbohms Polizei zu. Sie verhaftete 104 Gegendemonstranten und nicht einen (in Zahlen: null) Nazi.

**Religion**

Maulawi Qualamuddin, Leiter der Abteilung zur Überwachung der Tugend und zur Verhinderung des Lasters, erklärte in Kabul, seine islamische Taliban-Miliz sei angewiesen worden, afghanische Männer, die sich keinen Bart wachsen lassen, mit Peitschenhieben und Gefängnis zu bestrafen. Das islamische Gesetz, die Sharia, vertritt die Auffassung, daß Männer Bärte zu tragen haben und der Herr der Unterwelt Gilette heißt, fast noch strenger als die DDR-Bürgerrechtler.

**Lieber Ignatz Bubis,**

Sie haben vor einiger Zeit den Verfasser eines Zeitungsartikels zurechtgewiesen, der »CIA, Mossad und BND in die gleiche Kategorie eingereiht« habe »mit dem KGB, als ob die drei Erstgenannten jemals politisch Andersdenkende umgebracht hätten«. Anfang März dieses Jahres hat nun ein Abgeordneter des amerikanischen Repräsententenhauses einen

Bericht vorgelegt, wonach die Leitlinien des US-Verteidigungsministeriums zur Ausbildung lateinamerikanischer Soldaten an der Armeeschule in Fort Benning die Schulung in Mord, Folter und Erpressung vorsahen. In Fort Benning sind in den vergangenen fünfzig Jahren rund 60.000 lateinamerikanische Soldaten ausgebildet worden. Die Leitlinien seien erst 1992 außer Kraft gesetzt worden. Dürfen wir Sie, lieber Herr Bubis, bitten, diese neuerliche Verleumdung einer freiheitlich-westlichen Institution, sie habe politisch Andersdenkende foltern und morden lassen, mit der gebührenden Schärfe zurückzuweisen? (Die Anschrift des Verleumders? Bitte sehr: Mr. Joseph Kennedy, House of Representatives, Washington D.C..)

**Grabschmuck**

Nach Angaben der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) beträgt die Zahl der Kinder zwischen fünf und vierzehn Jahren, die in Asien, Afrika und Lateinamerika in der Textilindustrie oder im Bergbau arbeiten, Müllhalden nach Verwertbarem durchsuchen oder auf den Strich gehen, 250 Millionen. Dem deutschen Minister für Soziales ist dazu ein Boykottaufruf eingefallen: »Wenn die Konsumenten in den Industriestaaten deutlich machen, daß sie Produkte aus Kinderarbeit nicht erwerben wollen, wird dieses Signal bei den Erzeugern ankommen.« Damit die Eltern einsehen, daß die christliche Weltmarktwirtschaft es ihnen gebietet, lieber zu verhungern, als die Kinder im Bergwerk oder auf dem Strich den Unterhalt der Familie anschaffen zu lassen.

**Nationalstolz**

Sie waren der Stolz des Nationalsozialistischen Kraftfahrer-Korps (NSKK) und des Mercedes-fahrenden Führers: die silbrigen Rennautos von Daimler-Benz mit ihren deutschen Fahrern Caracciola, Brauchitsch, Lang und ihrem Rennleiter Neubauer. Sie waren der Stolz der erwachenden Brummbrumm-Nation in den Fünfzigern, mit ihrem NSKK-Rennleiter Neubauer immer noch, aber schon mit den Fremdarbeitern Fangio und Moss am Volant. Und nun sollen sie der Stolz all der Deutschen sein, die ihr Auto ihrem IQ angepaßt, das heißt tiefergelegt haben, mit einem Rennwagen von McLaren, einem Motor, den der Schweizer Konstrukteur Mario Illien in seiner englischen Firma »Ilmor« baut und zwei Fahrern, dem Schotten Coulthard und dem Finnen Häkkinen, die in Deutschland nicht einmal um Asyl bitten wollen? Diese PR (deutsch: Propaganda- : Rechnung) wird nicht aufgehen. :

**Gut Gau will Weile haben**

In Regensburg gibt es eine Straße, die nach dem Nazi-Schriftsteller Florian Seidl benannt ist, der auch ein Fürsprecher der Vernichtung lebensunwerten Lebens war. Oberbürgermeister Hans Schnaidinger und seine CSU-Stadträte halten den Straßennamen für angemessen. An der Straße liegen Behinderteneinrichtungen.

**Parlament -Arier**

Der Chef der CSU-Landesgruppe im Bundestag, Michael Glos, will es »nicht länger hinnehmen, daß Millionen unserer Mitbürger arbeitslos sind und gleichzeitig jedes Jahr eine Million Arbeitserlaubnisse an Ausländer in Deutschland erteilt werden«.

Der CSU-Vorsitzende und Bundesfinanzminister Theo Waigel findet es »schizophren, jedes Jahr so viele Arbeitsplätze Ausländern zu geben, nur weil die Deutschen bestimmte Arbeiten nicht machen wollen«.

Der CDU-Vorsitzende und Bundeskanzler Helmut Kohl nennt die Zuwanderung von Ausländern »eine regelmäßig verborgene Ursache der Arbeitslosigkeit«.

Der Vizepräsident des Bundestages, Hans-Ulrich Klose von der SPD, findet die Frage danach, ob es »die richtigen Ausländer« sind, die nach Deutschland kommen, »nicht unanständig«.

Der Pressesprecher der IG Metall, Jörg Barzcynski, fragt: »Glauben Sie im Ernst, daß wir die Arbeitsplätze umverteilen können, weg von den Deutschen, hin zu Ceylonesen, Indern, vielleicht demnächst Chinesen, Afrikanern, Osteuropäern, die alle ihren Arbeitsplatz gerne bei uns haben wollen und den die Deutschen dann mit ihnen teilen müßten?« Und antwortet: »Das hält diese Republik nicht aus.«

Die Wähler stehen hinter den Gewählten. 75 Prozent der Deutschen wollen Nicht-EU-Ausländern den Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt erschweren, und zwar 84 Prozent der FDP-Wähler, 79 Prozent der CDU/CSU-Wähler und 67 Prozent der SPD-Wähler. Bei den Bündnisgrünen sind es 58 Prozent, bei der PDS 51 (Emnid).

**Piercing**

Offiziere der US-Elitetruppe »Marines« (Marineinfanterie) haben ihren Soldaten militärische Abzeichen mit der Nadel in die Brust gerammt. Ein Videofilm, der den Vollzug dieser Prozedur an mehreren schmerzverzerrten Soldaten zeigt, hat den US-Kriegsminister William Cohen zu der Bemerkung veranlaßt, er habe für dergleichen »überhaupt keine Toleranz«. Seit 1994 sind 52 Ledernacken gerichtlich und 34 außergerichtlich dafür bestraft worden, daß sie solche Quälereien begangen haben, und zwar an US-Soldaten, anstatt an Leuten, die dafür vorgesehen waren.

**In kleineren Runden wirkt er großartig. Das gelassene, souveräne Auftreten, der Kenntnisreichtum und die offenkundige Urteilssicherheit, auch sein Humor, beeindrucken selbst Menschen anderer Lager**

---

**Arnulf Baring über Helmut Kohl**

Konkret 04/97, S. 14

**Otto Köhler**

# Das Spiel spielen

**»Nicht ist geblieben, wie es war« - Über die neue Qualität der Bundeswehr**

Soldaten sind Mörder? Der Soldat der Bundeswehr ist es nicht. Er ist vielmehr »ein Soldat, der auch fern der Heimat versucht, Krisen von seinem Land fernzuhalten, das während eines Einsatzes weiter in Frieden lebt«. Richtig, er kämpft für eine Heimat, die in Frieden lebt, also von keinem angegriffen wurde. Und das ist, sagt der sachverständige Zeuge, »eine neue Dimension für deutsche Soldaten, die ähnliches in diesem Jahrhundert bislang nur zweimal vor 1945 und nun allerdings schon drei Jahre lang seit 1992 erlebten«. So sprach der Vier-Sterne-General Klaus Naumann als Generalinspekteur der Bundeswehr (inzwischen ist er als Vorsitzender des Militärausschusses zweithöchster Offizier der Nato).

Soldaten sind Mörder? Nein, der Soldat der Bundeswehr ist vielmehr nach der Aufgabenstellung, die ihm sein höchster Vorgesetzter verordnet hat, ein Soldat, der fern der Heimat plündert, raubt und mordet, der Frauen und Kinder in die Wüste treibt, damit sie verdursten, oder sie - mit dem ausdrücklichen Segen seines Staatsoberhauptes - gleich massakriert. Das ist der Sinn der Formulierungen, hinter denen der Generalinspekteur die neuen Aufgaben der Bundeswehr versteckte, und er fügte hinzu: »Diese neue Rolle stellt neue Anforderungen an militärische Führer, aber auch an unsere Gesellschaft.« Und die Mehrheit der Deutschen soll mitschuldig sein. Naumann: »Wir wollen allerdings bei solchen Einsätzen - in der Regel Einsätze außerhalb Deutschlands und aus einer Gesellschaft heraus, die weiter in Frieden lebt -, die Mehrheit unserer Mitbürger hinter uns wissen.«

Daß mit der neuen Rolle der Bundeswehr eine uralte gemeint war, merkte, bevor sie - wie 1914 - schließlich doch zustimmte, sogar die deutsche Sozialdemokratie. Günter Verheugen sprach es vor dem Sicherheitspolitischen Forum des Deutschen Bundeswehrverbandes unsozialdemokratisch klar aus, indem er den von ihm »persönlich hochgeschätzten« General richtig interpretierte: »Er (Naumann) wies darauf hin, daß deutsche Streitkräfte ähnliches in diesem Jahrhundert vor 1945 nur zweimal erlebt hätten - und jetzt wieder seit 1992. Mit Beispielen vor 1945 sind die deutsche Beteiligung an der Niederschlagung des Boxeraufstandes in China 1900 und der Ausrottungskrieg gegen die Hereros im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika 1904 gemeint. «

Solches Denken, beschwor Verheugen den Generalinspekteur, dürfe in die Bundeswehr keinen Einzug halten. Doch der General hat sicherlich genau gewußt, was er sagte und meinte. ~ Denn zumindest was 1900 in China geschah, sollte nun wirklich ein General wissen, der als »Liebhaberei« neben »Politik« auch »zeitgenössische Geschichte« angibt. Er müßte wissen, wie Kaiser Wilhelm seine gehorsamen Soldaten verabschiedete: »Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Führt die Waffen so, daß auf tausend Jahre hinaus kein Chinese es mehr wagt, einen Deutschen scheel anzusehen. « Und so geschah es, als die Deutschen an der Spitze eines - schon damals - europäischen Expeditionskorps in Peking einmarschierten. Für jeden aufständischen »Boxer« wurden 15 unbeteiligte Männer, Frauen und Kinder umgebracht.

Erst jetzt wird durch zwei Publikationen die verhängnisvolle Rolle des Vier-Sterne-Generals Naumann als Generalinspekteur der Bundeswehr von 1991 bis 1995 einem größeren Publikum bekannt. Zum einen durch einen 38seitigen Brief, den der Schriftsteller und Bundestagsabgeordnete Gerhard Zwerenz im August letzten Jahres an den Bundeskanzler schrieb. Zwerenz hielt den Brief zunächst vertraulich, in der - wie er selbst einräumt - verwegenen Hoffnung, er könne irgend etwas bei Helmut Kohl bewegen, wenn er ihn darauf aufmerksam macht, was sich in der Bundeswehr tut. Den Brief veröffentlichte Zwerenz erst, als sich herausstellte, daß Kohl schwieg - und damit billigte, was er eigentlich nach Zwerenz' Meinung nicht billigen kann.

Und dann gibt es - zweitens - seit Anfang des Jahres ein wohldokumentiertes Taschenbuch des Rüstungsexperten Jürgen Grässlin *(Lizenz zum Töten? Wie die Bundeswehr zur internationalen Eingreiftruppe gemacht* wird, München 1997), das eingehend die Laufbahn des »entfesselten Generalinspekteurs« schildert, zum Beispiel wie er mit dem Primat der Politik aufräumte und die »Neue Bundeswehr« als jederzeit einsatzfähige »Krisenreaktionsstreitkraft« schuf. Zwerenz schrieb im vergangenen August dem Kanzler, daß er, Zwerenz, im Bundestag den Rückbezug des Generalinspekteurs »auf die kolonialen deutschen Vernichtungsaktionen von 1900 und 1904« deshalb noch einmal vortrug, weil Naumann auf Verheugens Vorhaltungen vor dem Bundeswehrverband nicht reagiert hatte. Naumann schwieg weiter, und Kohl reagierte nicht - die Mörder von 1900 und 1904 müssen verpflichtendes Vorbild für die Bundeswehr bleiben.

Während einst in der Goldenen Zeit des Kalten Krieges die Bundeswehrsoldaten - von Manöverzeiten abgesehen - in den Kasernen einigermaßen friedlich vergammelten, wird heute, wie Naumann 1993 der »Woche« anvertraute, »ihr Einsatz fast zur Regel« - und dabei gebe es »keinen Gegensatz zwischen einem humanitären und einem militärischen«. Allerdings beklagte der Generalinspekteur an anderer Stelle, daß »das Selbstverständnis des Soldaten als Kämpfer mehr und mehr in

den Hintergrund trat, gleichzeitig wurden in der Gesellschaft Tod und Töten beinahe tabuisiert«. Aber heute gebe es - Naumann spricht wie der Pate eines Gangstersyndikats - eine »neue Corporate identity«.

Das Humanitätärä der Bundeswehr ist längst für jeden Kriegseinsatz gut. Ziel ist die Sicherung der Rohstoffquellen und die Aufrechterhaltung jener Wirtschaftsordnung, die sich im befreiten Ostblock und gegenwärtig insbesondere in Albanien so hervorragend bewährt hat. KONKRET 3/93 hatte erstmals eine breitere Öffentlichkeit auf die zunächst vertraulich gehaltenen »Verteidigungspolitischen Richtlinien« vom 26. November 1992 aufmerksam gemacht, die in eindeutiger Abkehr vom bisherigen Verteidigungsauftrag ein weltweites Eingreifen zwecks »Aufrechterhaltung des freien Welthandels und des ungehinderten Zugangs zu Märkten und Rohstoffen in aller Welt« vorsehen. Doch diese Richtlinien des Verteidigungsministers waren vom Generalinspekteur vorgegeben, der sich laut zum »Primat der Politik« bekannte, damit aber, so Grässlin, »seine eigenen Vorstellungen und Intentionen« meinte. Bereits unmittelbar nach seiner Ernennung zum Generalinspekteur im Oktober 1991 hatte Naumann ein Papier mit dem Titel »Militärpolitische und Militärstrategische Grundlagen und konzeptionelle Grundrichtung der Neugestaltung der Bundeswehr« ausgearbeitet. Darin war bereits als deutsches »Sicherheitsinteresse« die »Aufrechterhaltung des freien Welthandels und des Zugangs zu strategischen Rohstoffen« festgelegt worden.

Die Sozialdemokraten hatten den Einbruch des neuen Aggressionskonzepts schlicht verschlafen. Das war aber auch so vorgesehen. Dieses Schlüsseldokument der neodeutschen Militärgeschichte wurde zwar dem Parlament pflichtgemäß zugänglich gemacht, aber so, daß es möglichst keiner merkte. Am 20. Januar 92, ein Vierteljahr nachdem Naumann Generalinspekteur geworden war, jubelte er den Mitgliedern des Verteidigungspolitischen Ausschusses (VA) sein Papier so unter, daß sie es nur mit Mühe zur Kenntnis nehmen konnten - »falls sie es fanden, denn geschickterweise war es unter einem Berg von Unterlagen versteckt, wie VA-Mitglieder Jahre danach bestätigten« (Grässlin). So blieb schon im Januar 92 das Naumann-Papier ebenso unbemerkt wie im folgenden November zunächst auch die von Volker Rühe gehorsam nachgereichten »Verteidigungspolitischen Richtlinien«.

»Naumann will eine andere Armee«, erklärte immerhin schon im Mai 92 aus interner Kenntnis der ehemalige Flottillenadmiral Elmar Schmähling. »Dazu muß er sich andere Soldaten suchen.« Das war natürlich Unsinn. Mit den vorhandenen Soldaten läßt sich gut - das hat sich inzwischen erwiesen - arbeiten. Kein Fall wurde bekannt, daß ein Bundeswehrangehöriger wegen der Umwandlung der Armee in eine aggressive Eingreiftruppe ausgeschieden wäre. Lediglich ein bayerischer Sanitätsoffizier rebellierte gegen seine Verwendung bei Out-of-area-Einsätzen der neuen »Krisenreaktionsstreitkräfte«. Begründung: »Seinerzeit wären Militärs, hätten sie solche Pläne geäußert, sicherlich entlassen worden.« Doch der Zweite Wehrdienstsenat des Bundesverwaltungsgerichts entschied am 31. Juli 1996: Die Weigerung des Oberstabsarztes verstoße gegen die Pflicht, »der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen«.

Von sachkundiger Seite wird die neue Qualität der Bundeswehr durchaus anerkannt. Der »FAZ«-Militärexperte Feldmeyer schrieb in der Zeitschrift »Soldat und Technik« (l/96): »Nichts ist geblieben, wie es war, auch das Bündnis nicht, an dem nur noch der Name unverändert ist.« Grässlin stimmt vom entgegengesetzten Standpunkt völlig mit dem »FAZ«-Krieger überein: »Die Bundeswehr des Kalten Krieges existiert nicht mehr. Mit den Krisenreaktionskräften stellt die Neue Bundeswehr eine professionell geschulte, bestens bewaffnete und äußerst schlagkräftige Interventionstruppe.« Da macht es auch wenig Hoffnung, wenn Feldmeyer beklagt, noch sei das Ziel der »vollen Normalität« nicht gänzlich erreicht. Denn ein »eindeutig als Kampfeinsatz definierter Auftrag« dürfe »in der politischen Debatte so nicht genannt werden«. Das war Anfang 1996 - inzwischen ist alles möglich.

Gerade erst ist aus der CDU heraus der Einsatz der Bundeswehr auch im Inneren gefordert worden, bei Gorleben, und der rechtsextremistische Berliner CDU-Fraktionsvorsitzende Landowsky darf folgenlos vor dem Parlament der großen Koalition seinen Vernichtungsphantasien nachgehen: Der »Abschaum« - wo Müll ist, gebe es Ratten - aus China, Rußland und Rumänien »muß beseitigt werden«.

Landowskys Ausrottungsphantasien entsprechen dem neuen Untermenschen-Konzept, das - wie Zwerenz dem Kanzler mitteilte - längst schon im offiziellen Bundeswehrorgan »Truppenpraxis/Wehrausbildung« propagiert wird. Dort konditioniert der in der Bundeswehr aktive Oberstleutnant Reinhard Herden seine Untergebenen zu Killermaschinen, indem er ihnen einen Feind präsentiert, vor dem Science-Fiction-Filme á la »Independence Day« warnen. Unter der Überschrift »Die neue Herausforderung - Das Wesen künftiger Konflikte« präsentiert er das neue Feindbild der Bundeswehr so: »Vor der militärischen Ausbildung für diese Bedrohungen müssen jedoch einige heikle Fragen beantwortet werden. Sind die Menschen wirklich die Geschöpfe, so wie Rousseau sie sah und die Benetton-Reklame sie sieht, die nur auf den Zusammenbruch böser Staaten warten, um ihre Friedensliebe und Güte zeigen zu können? Oder sind sie blutrünstige Bestien, die sich nur widerwillig in eine Zivilisation einordnen, weil die Alternative gegenseitige Vernichtung und Anarchie ist? Sind Deutschland und die Bundeswehr wirklich mit aller Konsequenz bereit, sich auf Gegner einzulassen, die nichts zu verlieren haben? Sie werden auf einen Gegner treffen, der Gefallen am Töten gefunden hat, der sich nicht rational verhält (sein Verhalten entspricht zumindest nicht dem westlichen Verständnis von Rationalität), der zu

unbeschreiblichen Greueltaten fähig ist und seine Landsleute opfert um zu überleben. Verrat ist ihm zur zweiten Natur geworden.«

Der Gegner ist eine uns fremde Rasse, und Zwerenz hat den Kanzler in diesem Zusammenhang an den Oberbefehlshaber des Ostheeres, Generalfeldmarschall von Brauchitsch, erinnert, der am 27. März 1941 - noch vor dem bevorstehenden Überfall auf die Sowjetunion - verkündet hatte: »Die Truppe muß sich darüber klar sein, daß der Kampf von Rasse zu Rasse geführt wird, und mit nötiger Schärfe vorgehen.«

Entsprechende Sorgen macht sich auch der Oberstleutnant in der »Truppenpraxis«: »Für den Soldaten der westlichen Demokratie mit seinen« - wie Herden vorgibt - »ethischen und moralischen Prinzipien ist der Krieger ein gefährlicher Feind.« Darum dürfen irgendwelche Vorschriften den deutschen Soldaten nicht davon abhalten, diesem Krieger angemessen zu begegnen: »Von halbherzigen Demonstrationen der Stärke mit restriktiven Verhaltensregeln läßt er sich nicht beeindrucken. Ist die Bundeswehr bereit und legitimiert, dieser Bedrohung notfalls auch mit brutaler Gewalt zu begegnen? Nicht immer wird man die Schmutzarbeit den Partnerländern überlassen können.«

Der Deutsche ist nun mal zu gut für diese Welt, und das darf er nicht länger sein. Die »Truppenpraxis«: »Bundeswehrsoldaten haben keine Vorstellung von der Grausamkeit, zu der diese Art Krieger fähig sind. « Darum wäre es »unklug«, die Bundeswehr »nicht für die brutalen kleinen Kriege gegen die kleinen bösen« - grünen? - »Männer auszubilden. Deutschland wird um eine Beteiligung an diesen Kriegen gebeten werden. « Für »Einsätze im erweiterten Aufgabenspektrum der Bundeswehr« brauche man vor allem eins: »Mut und Entschlossenheit, das Spiel zu spielen.«

Es ist das alte Spiel, zu dem längst, trotz mancher Distanzierung, die Wehrmacht nebst Hitler gehören. Der Bundeswehrhochschulhistoriker Seidler: »Viele West- und Nordeuropäer, die Angst vor dem Bolschewismus hatten, sahen im Nationalsozialismus die Antiideologie zum Sowjetkommunismus und würdigten Deutschland als Bollwerk gegen die Sowjetunion. Nirgendwo wurden die Kommunisten so konsequent verfolgt wie in Deutschland. Neben dem Judentum galt der Bolschewismus als ausgeprägtestes Feindbild der Deutschen. Wem der Schutz des Abendlandes und der westeuropäischen Literatur ein Herzensanliegen war, mußte in dieser Situation mit der einzigen Macht kooperieren, die der Ausbreitung der >roten Pest< Einhalt gebieten konnte.«

Heute aber geht es Deutschland besser als zu Hitlers und Kaiser Wilhelms Zeiten. Heute ist Deutschland nicht einmal mehr in seiner Einbildung von außen bedroht. Heute braucht es keinen Überfall auf den Sender Gleiwitz, um loszuschlagen. General Naumann: »Zum ersten Mal seit 300 Jahren, seit den Tagen Richelieus, erleben wir die Gunst, nicht mehr Gegenstand externen Drucks zu sein, sondern wir haben die Chance, politischer Akteur zu sein.« Das erleichtert vieles: »... alle Diskussionen über Verteidigungspolitik waren immer bedrohungsorientiert«, sie wurden, sagt Naumann, »vor dem Hintergrund einer greifbaren Bedrohung geführt«. Doch jetzt droht nur noch der innere Feind, jetzt muß ein »Konsens« gefunden werden »zur Rolle und zur Notwendigkeit von Streitkräften in Abwesenheit einer konkreten Bedrohung«.

Muß! Bedrohung gibt es nicht mehr, doch die Axt im Haus ersetzt Stalins Bataillone. Denn gerade jetzt heißt es »Abschied« nehmen von »Egoismus und Hedonismus«. Es geht um Kampfeinsätze ohne Bedrohungsanlaß - »es geht darum, daß Soldaten aus einer Gesellschaft, die weiterhin in Frieden lebt, ... in Einsätze unter kriegsähnlichen Bedingungen mit Gefahr für Leib und Leben entsandt werden.« Da gilt wieder der alte Satz der Nazi-Fallschirmjäger, der auch nach 1945 noch in vielen Bundeswehrkasernen an der Wand hing: »Du bist ein Auserwählter der deutschen Armee. Du wirst den Kampf suchen und dich ausbilden, jede Art von Prüfung zu ertragen. Für dich soll die Schlacht Erfüllung sein.«

Arbeitslosigkeit auf der einen und Abenteuerlust auf der anderen Seite machen die Bundeswehr stärker denn je. »Wir haben für jede Offiziersstelle etwa sechs Bewerber«, prahlte Volker Rühe Anfang März, »das heißt, wir können uns die besten aussuchen. « Trotzdem bot der Verteidigungsminister Ende Februar auch im eigenen Land humanitäre Hilfe an. Erstmals seit siebzehn Jahren suchte er die Kultusministerkonferenz auf - 1980 hieß Rühe noch Hans Apel und wollte Propaganda für die »Nachrüstung« machen. Jetzt lag dem in den weltweiten Einsatz gezogenen Friedensminister - laut »Welt« - daran, seine Kultuskollegen »auf die bedeutsamen Aufgaben hinzuweisen, die die Schulen bei der Vermittlung der Frage hätten, welche Rolle der Bundeswehr bei der Schaffung einer europäischen Friedensordnung zukomme« - Kanonenfutter will früh gezüchtet sein. Die Bundeswehr möchte von der »in den Schulen erzielten Leistungsfähigkeit junger Männer Nutzen ziehen« und ist dabei auf dem besten Weg. Die »Welt«: »Zufrieden stellte der Minister fest, daß deren« - der Bundeswehr - »Wirken in den Schulen auf eine immer positivere Resonanz treffe.« Gleichwohl will Rühe die Infiltration der Schulen verstärken: Die »Lehrinhalte zahlreicher Schulbücher« seien »überholt« - der Minister bietet seine »Fachleute« zur »Überarbeitung des Lehrmaterials« an.

Am 13. September 96 meldete die »Süddeutsche Zeitung«, der Bundesverteidigungsminister bilanziere mit Zufriedenheit, daß in der Bundesrepublik »schrittweise ein breiter Konsens« zum Out-of-area-Einsatz der Bundeswehr »herangereift« sei - bis weit in die Reihen der Opposition. Und so hat auch Gott - wie er urbi et orbi durch seinen Mainzer Kanal mitteilen ließ - offensichtlich nichts mehr gegen den weltweiten Einsatz der Wehrmachtsnachfolger. Genau einen Monat nach der Konsens-Meldung, am Sonntag, dem 13. Oktober, übertrug das ZDF einen Kriegsgottesdienst aus dem Lager Bonnland bei

Hammelburg, wo die Friedenseinsätze gegen die Dritte Welt geprobt werden (den Ort kenne ich noch aus besseren Zeiten; als ich vor fünfzig Jahren in Hammelburg zur Schule ging, kamen aus dem Lager Bonnland die Flüchtlingskinder des letzten Krieges). Der Feldprediger sprach über den durch seine »Drohreden gegen andere Völker« bekannten Propheten Jeremias, von dem das Wort stammt: »Verflucht, wer den Auftrag des Herrn lässig betreibt, ja verflucht, wer sein Schwert abhält vom Blutvergießen.« Ein verfolgter Dissident sei Jeremias gewesen, erläuterte der schwarz uniformierte Gottesmann den Männern, die im Kampfanzug die Kirche besetzt hatten. Er verkündete ihnen, daß derjenige, der sie dränge, »am Ball zu bleiben«, Gott selbst sei. Und dann ließ er sie, die noch nicht wissen, wo überall sie in ihrem Kampfanzug einmarschieren werden, aber irgendwo wird's bald sein, singen: »Oh, when the saints go marching in ... « Fortfährt der Seelenhirte: »So gehet mit dem Segen des Herrn!« Anschließend blendete das ZDF den Namen dieses fürchterlichen Gottesmannes ein - mit Hausnummer und Straße (natürlich benannt nach einem legendären Wehrmachtshelden - Rommel).

Konkret 04/97, S. 17

**Dirk Hempel**

# Testfall Guernica

**Zum 60. Jahrestag der Bombardierung der baskischen Stadt durch die »Legion Condor« üben sich deutsche Politiker und die Bundeswehr in »Friedensgesten«, die die EU bezahlen soll**

Der Münchener Bundestagsabgeordnete Dr. Erich Riedl war vor seiner Parlamentstätigkeit zwar nur Diplom-Kaufmann und Oberpostdirektor, dennoch beweist der CSU-Mann ein ausgeprägtes Interesse für Geschichte. Sein Spezialgebiet ist der deutsche Luftangriff auf die baskische Stadt Guernica während des spanischen Bürgerkrieges: »Um dem Verlangen der im Raume Guernica kämpfenden nationalspanischen Verbände zu entsprechen, ... wurde am 26. April 1937 der auf der Seite General Francos auf dessen Bitte eingesetzten Legion Condor mit 21 Flugzeugen ... ein Luftangriff auf die östlich Guernicas liegende Straßengabel und Brücke sowie die Vorstadt Rentería befohlen. Die Nähe des eigentlichen Angriffsziels zur Stadt Guernica, die Sichtbehinderung durch die Wirkung der ersten gefährlichen Bomben und leider Gottes auch ungünstige Windverhältnisse sowie eine unzureichende Zieltechnik führten zu außerordentlich zahlreichen Fehlwürfen, die schließlich die Stadt Guernica selbst trafen und diese aufgrund ihrer Holzbauten und der zerstörten Wasserleitung rasch in Flammen setzten. «

Mit dieser Darstellung des »Sachverhalts« schreibt der Hobbyhistoriker und Haushaltspolitiker Riedl die deutsche Tradition fort, das geplante und systematische Bombardement Guernicas zu leugnen. Die deutsche Luftwaffe flog ihren Angriff an einem Montag, dem traditionellen Markttag Guernicas, der überfüllte Marktplatz im Zentrum der Stadt, die über keinerlei Luftabwehr verfügte, war ihr Ziel. Etwa dreieinhalb Stunden lang wurde der 6.000 Einwohner zählende Ort, der etliche Bürgerkriegsflüchtlinge aufgenommen hatte, von den deutschen Piloten mit Bomben belegt: »Ihre Taktik bestand darin, zunächst ganz normale Sprengbomben abzuwerfen, dann eine Menge kleinerer Brandbomben«, während gleichzeitig die flüchtende Bevölkerung von Maschinengewehren niedergemäht wurde. Der Innenstadtbereich, so berichten Augenzeugen, war danach nicht mehr wiederzuerkennen, »es gab nur noch Bombenkrater«. Lediglich das angebliche Kriegsziel, die Brücke nach Rentería, sowie rein zufällig auch die Waffenfabrik und die Häuser der reichen - mit Franco sympathisierenden - Oligarchie blieben unbeschädigt.

Die Vertuschung der deutschen Urheberschaft begann sogleich am folgenden Tag: Der faschistische Propagandasender Radio Nacional verkündete am 27. April, es gebe »keine deutsche, keine ausländische Luftwaffe im nationalen Spanien«. Auf Berliner Geheiß wurde Guernica nach dem Einmarsch der Franco-Truppen für fünf Tage für die internationale Öffentlichkeit gesperrt. Eine entsprechende Anweisung kam aus der Reichskanzlei und erreichte über den Staatssekretär für Außenpolitik von Mackensen und die deutsche Botschaft in Salamanca Francos Hauptquartier. Sie enthielt die »Bitte« um ein »sofortiges und energisches Dementi« einer deutschen Beteiligung und wurde Mitte Mai durch eine weitere Order ergänzt - eine internationale Untersuchung des Luftangriffs sei »unter jeglichen Umständen zurückzuweisen«.

Wie Überlebende des Bombardements berichten, befanden sich unter den in Guernica einmarschierenden Franco-Truppen auch Deutsche, diese hätten »wahrlich die Elite der nationalspanischen Verbände« dargestellt. Schnell und gründlich wurden die gröbsten Schäden beseitigt, Bombenkrater zugeschüttet, Leichen verscharrt. Erst in den 60er Jahren gestand Spanien die deutsche Verantwortung für den Angriff ein und bezifferte die Zahl der Opfer mit rund 200. Eine Zahl, die dem Historiker Emilio López Adan zufolge schlicht »lächerlich« ist. Baskische Quellen gehen von mehr als 1.500 Toten aus.

Die gezielte Bombardierung ziviler Ziele war in Deutschland schon einige Jahre zuvor von eifrigen Kriegsstrategen propagiert worden. 1935 erschien das Buch *Der totale Krieg* von General Erich Ludendorff: Niemand werde hinfort mehr verschont, alle Waffen seien erlaubt - je grausamer desto wirkungsvoller, sinniert der erfahrene Weltkriegsfeldherr und Putschist in diesem Werk. Ähnliche Überlegungen stellt ein Jahr später das *Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaft* an: Würden »Städte und Industriezentren des Feindes« mit Tonnen von Brandbomben attackiert, könne der Krieg innerhalb nur eines Monats beendet werden. Der spanische Bürgerkrieg diente den Deutschen als Versuchsgebiet für eine schonungslose Angriffsstrategie, die im nachkriegsdeutschem Bewußtsein allein mit den Bombardierungen deutscher Städte durch die Alliierten verbunden wird.

Während des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses hat Hermann Göring die Gründe für das kriegerische Engagement der Deutschen auf seiten Francos genannt: Zum einen, »um der Ausweitung des Kommunismus an dieser Stelle entgegenzutreten, zum zweiten aber, um meine junge Luftwaffe bei dieser Gelegenheit in diesem oder jenem technischen Punkt zu erproben. Ich sandte mit Genehmigung des Führers einen großen Teil meiner Transportflotte und sandte eine Reihe von Erprobungskommandos meiner Jäger, Bomber und Flakgeschütze hinunter und hatte auf diese Weise Gelegenheit, im scharfen Schuß zu erproben, ob das Material zweckentsprechend entwickelt wurde. Damit auch das Personal eine gewisse Erfahrung bekam, sorgte ich für einen starken Umlauf, das heißt, immer wieder neue hin und andere zurück.«

Guernica brachte wohl beste Voraussetzungen für einen »Feldversuch« mit: Es lag ungeschützt nahe der Front, so daß die deutschen Truppen kurz darauf ihr »Werk« genau untersuchen konnten. Und als kulturelle wie historische Hauptstadt des Baskenlandes hatte der Ort große symbolische Bedeutung, seine Zerstörung schien ein optimales Mittel zur Demoralisierung der überwiegend republiktreuen baskischen Bevölkerung.

Deutschlands Beteiligung am spanischen Bürgerkrieg war für die Putschisten von Beginn an überlebenswichtig: Als Franco am 17. Juli 1936 in Marokko gegen die Republik aufbegehrte, standen seine Truppen auf dem afrikanischen Kontinent, der Militärputsch schien beendet, bevor er überhaupt begonnen hatte. Doch der spätere Caudillo sandte einen Vertreter nach Deutschland, der am 25. Juli in Bayreuth bei Hitler und Göring vorsprach. Bereits einen Tag später trafen die ersten deutschen Flugzeuge in Marokko ein und brachten die Putschisten aufs spanische Festland. Diesem ersten deutschen »Versehen« sollten weitere folgen: Lieferungen von Waffen und Personal, Luftangriffe über Luftangriffe, auch auf Madrid. Als erste erkannten Nazi-Deutschland und das faschistische Italien schließlich Francos »nationalspanischen« Staat an, eine Form der »Nichtintervention«, die bis heute ein beliebtes Mittel deutscher Außenpolitik ist.

Während das deutsche Eingreifen auf seiten der Putschisten in Spanien kein Geheimnis war, bemühte man sich daheim im Reich eifrig um sein Vertuschen. Die »Kriegsfreiwilligen« wurden vor ihrer Abreise gen Süden offiziell aus der Wehrmacht entlassen, in Spanien gab man ihnen neue Uniformen und Papiere. Darin festgehalten war eine völlige Bewegungsfreiheit im Putschistengebiet, das Recht auf Waffenbesitz und die Aufforderung an zivile wie militärische Institutionen, die Inhaber der Bescheinigungen »nach allen Kräften und Möglichkeiten zu unterstützen«. Deutsche Historiker geben die Zahl der deutschen Soldaten mit 15.000 bis 19.000 an, ihre spanischen Kollegen schätzen sie aufs Doppelte.

Bis zum Tod Francos (1975), der den Deutschen ihre Waffenhilfe mit Metallerzen für die Rüstungsproduktion entgalt und während des Zweiten Weltkrieges auch Lebensmitteltransporte ins Reich veranlaßt haben soll, war Guernica in der Bundesrepublik kein Thema. Erst kurz nach dem 50. Jahrestag des Condor-Bombardements brachten die Grünen einen Antrag im Bundestag ein, der das Eingeständnis der deutschen Verantwortlichkeit forderte und die finanzielle Unterstützung eines Friedensforschungszentrums in der baskischen Stadt anregte. Außer in Guernica eine kleine Berühmtheit zu werden, erreichte Petra Kelly, die Initiatorin des Antrags, damit freilich nichts, der Bundestag ließ sich im November 1988 lediglich zu der Feststellung verleiten: »Im Jahre 1987 waren 50 Jahre vergangen seit der Zerstörung der baskischen Stadt Guernica durch einen Bombenangriff von Flugzeugen der Legion Condor. Die Opfer der wehrlosen Zivilbevölkerung mahnen zu einer Geste des Friedens.«

Ganze neun Jahre später, pünktlich zum 60. Jahrestag, wird die vermeintliche Friedensgeste - für die Berliner Initiative »60 Jahre Guernica - gegen das Vergessen« eine »Geste der Peinlichkeit« - Realität: 1997, 1998 und 1999 soll je eine Million Mark an Guernica gezahlt werden, »für den Bau einer Sporthalle«. Damit das »Versehen, von 1937 getrost zum Stapel unbewältigter Geschichtsakten gelegt werden kann. Das geplante Friedensforschungszentrum namens Guernica Gogoratuz aber gibt es längst, »nur haben wir bisher keinen einzigen Pfennig von deutscher Seite erhalten«, wie dessen Leiter Juan Guitiérrez bestätigt. Auch ein Berufsbildungszentrum war im Gespräch, das die Bundesregierung zu einem Drittel mitfinanzieren sollte. Nachdem Stadtverwaltung und baskische Regionalregierung bereits viel öffentliches Geld in das Projekt investiert hatten, machte der Bundestag 1995 jedoch einen Rückzieher, die vorgesehenen zehn bis zwölf Millionen Mark seien nicht mehr finanzierbar. In einer internen Besprechung des Staatsministers im Auswärtigen Amt, Helmut Schäfer, mit Mitgliedern des Haushaltsausschusses vom 18. Januar 1996 kam gar die Überlegung auf, Deutschlands »Geste des Friedens« u. a. aus EU-Mitteln finanzieren zu lassen.

Die vermeintliche Auseinandersetzung mit der Zerstörung Guernicas treibt noch andere seltsame Blüten: So besteht seit 1989 zwischen dem Basken-Städtchen und Pforzheim eine »Partnerschaft«. Beide hätten, so drückte es die Pforzheimer SPD-Abgeordnete Ute Vogt im Bundestag aus, »eine traurige Gemeinsamkeit«, denn auch der Ort in Baden-Württemberg ist schließlich bombardiert worden. So wird Guernicas Stadtoberer Eduardo Vallejo regelmäßig nach Pforzheim eingeladen, um am 23. Februar den Jahrestag des alliierten Luftangriffs zu begehen. »Natürlich«, erklärt Vogt auf Anfrage, »lassen sich Guernica und Pforzheim nicht gleichsetzen, aber das Schicksal der Menschen, das ist dasselbe.«

Auch die Bundeswehr treibt neudeutsche Geschichtsschreibung. Wie ein Stadtmagazin Guernicas berichtet, stellt der traditionsbewußte Wehrmachts-Nachfolger im Luftfahrtmuseum Uetersen - nahe Hamburg - am Bombardement beteiligte Flugzeugtypen aus, auch ein Braunhemd der Legion Condor kann dort bewundert werden. Und 1990 verwendete die Bundeswehr ausgerechnet Pablo Picassos Bild »Guernica« für eine Werbekampagne. Der historische Hintergrund des Gemäldes wurde nicht erwähnt, statt dessen hieß es im Anzeigentext: »Denn es gibt viel zu verteidigen: Freiheit und Bürgerrecht, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit von fremdem Druck. Und den Frieden ... Dafür steht die Bundeswehr.«

---

Dirk Hempel ist freier Journalist und lebt zur Zeit in Alicante (Spanien)

Konkret 04/97, S. 22

**Gerhard Henschel**

# Neues vom Ehrbegriff

**Wie man sich i der Weltstadt mit Herz gegen einen moralischen Vernichtungefeldzug gegen das deutsche Volk zur Wehr setzte**

»Ihre Ehre - unsere Treue«, »Schützt unsere Väter, stoppt die

Verräter«, »Wehrmacht - Die beste Truppe der Welt«, »Ehre und Ruhm dem deutschen Soldatentum«, heißt es auf den Transparenten der Nazis, die dem Aufruf der NPD gefolgt sind und sich am 1. März 1997 auf dem Münchner Jakobsplatz versammelt haben, um die Ehre der Wehrmacht wiederherzustellen. Einem Plakat am Kundgebungs-LKW ist zu entnehmen, daß Deutschland das schönste Land der Welt sei. Die Möglichkeiten der Demonstranten, die Wahrheit ihrer trotzigen Motti unter Beweis zu stellen, sind beschränkt. Die wenigen alten Kameraden in ihren Reihen sehen erbärmlich aus, zerrupft und angefressen, ein gebrechlicher Volkssturm aus Vollalkoholikern, und die kraftstrotzenden Nachwuchsnazis folgen, indem sie sich in großer Zahl mit Bierflaschen und grimmigen Mienen auf den Bürgersteig hinlagern, ebenfalls keinem mehrheitsfähigen Schönheitsideal.

Von Zeit zu Zeit schwärmen sie zum BP-Shop im nahegelegenen Parkhaus aus, um Nachschub zu beschaffen. Andere lassen sich umständlich von der Polizei durchsuchen, entwaffnen und ins vorbereitete Gehege schleusen. Aus Berlin, wird später gemeldet, wollte sich ein Nazi mit einer russischen Panzermine auf den Weg nach München machen; auf dessen Teilnahme am Marsch vom Gehege auf dem Jakobsplatz zum Gehege auf dem Marienplatz müssen seine schätzungsweise 5.000 angereisten Kameraden verzichten.

»Hier marschiert der nationale Widerstand«, skandieren sie, als sie aufbrechen, und werden von Gegendemonstranten überbrüllt. Was da marschiert, ist der mobile Bodensatz, ein gespenstischer Karnevalszug stolzer Idioten, deren Gefährlichkeit nicht genau einzuschätzen ist: Erst wenn sie dürften, was sie wollen - einen Bürgerkrieg führen -, würde sich zeigen, ob sie es auch könnten. Zu einem strammen Fahnenwald hat es nicht ganz gereicht; manche Transparente geben ihre Träger unmittelbar der Lächerlichkeit preis (»Nationaler Widerstand MURGTAL«), ein kurioser Schnösel läuft sogar mit Schärpe und Monokel auf, und während sich die einen angriffslustig und martialisch gebärden, haben andere sich bereits am frühen Nachmittag soviel Mut angetrunken, daß sie alle paar Meter aus dem Marschtritt geraten.

Am 24. Februar wurde in München die Ausstellung »Vernichtungskrieg - Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« eröffnet. Die Polemik gegen die Ausstellung im Rathaus am Marienplatz, gegen ihre Organisatoren und den sozialdemokratischen Oberbürgermeister Christian Ude, der zur Eröffnung eine Rede hielt, fiel selbst für bayerische Verhältnisse ungewöhnlich rüde aus. Bereits die Nürnberger Prozesse seien »Strafmaßnahmen gegen Deutschland« gewesen, stand, unter der Überschrift »Wie Deutsche diffamiert werden«, im »Bayernkurier«. Die Ausstellung sei ein Versuch, jene »Strafmaßnahmen noch zu verschärfen« und einen »moralischen Vernichtungsfeldzug gegen das deutsche Volk« zu führen. Die Ausstellung zeigt Dokumente des Vernichtungskriegs, den deutsche Soldaten führten. Der Vorwurf an die Adresse der Dokumentaristen, daß sie einen moralischen Vernichtungsfeldzug gegen das deutsche Volk führten, zeugt nicht nur von beispielloser Chuzpe und Schamlosigkeit, sondern auch von maßloser Wut.

Zusammenfassen lassen sich die Argumente der Ausstellungsgegner ungefähr so: Die Verbrechen der Wehrmacht sind erstens längst bekannt, zweitens nur beklagenswerte Einzelfälle, drittens keine Verbrechen und viertens nie passiert. Und wenn doch, dann aus gutem Grund. Und überhaupt: »Rot-Grün halten heute ein Tribunal über tote Soldaten ab. Damit wollen sie dem eigenen Tribunal entkommen, zum Beispiel über Hunderttausende ermordeter ungeborener Kinder« (Manfred Brunner).

Die Ausstellung hat Mängel. Winzige Exponate befinden sich in Kniehöhe, für die Videofilme gibt es nicht genug Kopfhörer, es herrscht drangvolle Enge, permanent scheuchen irgendwelche Kamerateams die Besucher zur Seite, und es ist so gut wie unmöglich, sich zu konzentrieren. Zahlreiche Bilddokumente, deren Originale im Besitz gefallener oder gefangengenommener Wehrmachtssoldaten waren, zeigen Greueltaten, von denen niemand sagen kann, wo, wann, unter welchen Umständen und aus welchem Anlaß sie begangen wurden: Auch das ist gegen die Ausstellung vorgebracht worden.

»Für die Schwierigkeit, die Gemengelage der Motivationen zu durchdringen, kann eine in der Ausstellung berichtete Episode stehen: Der deutsche Soldat, der die von einer Jüdin in Erwartung der Erschießung flehend hingehaltene goldene Uhr des Großvaters schließlich nimmt und zertrampelt kann damit eine Reaktion der Gefühl Roheit: aber auch der psychischen Überforderung, ja der Verzweiflung begehen. Wenn er dabei sagt: Ich bin ein deutscher Soldat, kann das vielerlei ausdrücken - von der Arroganz der Herrenmoral bis zum hilflosen Versuch, sich in einer Situation jenseits des moralisch Erträglichen irgendwelcher moralischer Maßstäbe zu versichern, und seien sie noch so brüchig. Wer kann das

wissen?« fragte der emeritierte Literaturprofessor Gerhard Kaiser im Mai 19% im »Merkur«. Zwei Monate später erwiderte Jan Philipp Reemtsma an gleicher Stelle: »Wer, wie Kaiser, nahelegt, daß die Darstellung eines Verbrechens - ein deutscher Soldat erschießt eine wehrlose Frau, nachdem er die Uhr, mit der sie versuchte, ihr Leben zu erkaufen, zertreten hat - erst dann erfolgen dürfe, wenn die Gedanken des Täters mit präsentiert würden, fordert damit nichts weiter als die Unterlassung der Dokumentation dieses und damit jedes Verbrechens.«

Die problematische Gemengelage der Motivationen ihrer Mörder war für die Opfer unerheblich. Zeitgeschichtliche Erheblichkeit bescheinigen ihr erst die Kritiker der Ausstellung, hinter deren Einwänden der zumeist unausgesprochene Wunsch zu spüren ist, daß die Verbrechen, die sie lieber Verstrickungen nennen, besser überhaupt nicht zur Schau gestellt werden sollten. Schon gar nicht »von dem Hamburger Tabak-Millionärs-Erben Reemtsma«, wie er in einer Erklärung der Münchner CSU genannt wurde. Für die »Junge Freiheit« ist er schlicht der »Hamburger Multimillionär«. Die absichtsvolle Gehässigkeit der Formulierungen läßt darauf schließen, daß man am liebsten gleich vom Hamburger Plutokraten gesprochen hätte.

Reemtsma solle »lieber eine Ausstellung Ober die Toten und Verletzten machen, die der Tabak angerichtet hat, den er verkauft hat«, rief Peter Gauweiler beim »Schwabinger Fischessen« der Münchner CSU. Außerdem nahm er die Gelegenheit wahr, Beschwerde darüber zu führen, daß Ausländer in München mit ihrem »Afro-Look mit zehntausend Locken zwei Friseure zwei Stunden lang bis zur Erschöpfung« zu beschäftigen pflegten, eine Dienstleistung, die nach Gauweilers Recherchen bis zu 300 Mark koste: »Und das wird von der Sozialhilfe bezahlt ... «

Die dunkelbraune, machtvoll aus Peter Gauweiler herausschwappende Scheiße war auch einigen seiner Parteifreunde peinlich, die die rechtsextreme Klientel gerne diskreter umworben gesehen hätten. Der CSU-Stadtrat Sven Thanheiser erklärte, Gauweiler habe »wieder einmal in einer unflätigen Art polarisiert«. Auch mit der feierlichen, demonstrativ am Abend der Ausstellungseröffnung und im Beisein eckiger Korpsstudenten und Jungunionisten, alter Nazis und uniformierter Bundeswehrsoldaten vorgenommenen Kranzniederlegung am Grabmal des unbekannten Soldaten hat sich Gauweiler, weit über linke Kreise hinaus, weniger zur Furcht als zum Gespött gemacht.

Gauweilers schärfste Kritiker scheint allerdings vornehmlich die Sorge um den touristischen Attraktionswert ihrer »Weltstadt mit Herz« umzutreiben. Der Kulturreferent Siegfried Hummel gab seiner Befürchtung Ausdruck, daß das »Kriegsgeschrei« die Stadt München »in Verruf« bringen werde. »Unsere Stadt muß Weltstadt mit Herz bleiben, in der auch die Probleme einer dunklen Vergangenheit offen behandelt werden«, mahnte der evangelische Dekan Helmut Ruhwandl. Oberbürgermeister Ude gab zu bedenken, daß die Polizei von Gegendemonstranten nicht dazu gezwungen werden dürfe, die Nazis bei ihrer Heerschau auch noch schützen zu müssen; wenn solche Bilder um die Welt gingen, sei das »verheerend für den Ruf der Stadt«, und es schade »wegen der beträchtlichen internationalen Resonanz auch dem Wirtschaftsstandort München«.

Daß Naziaufmärsche schlecht fürs Geschäft sind, ist immerhin beruhigend. »Gauweiler - ein Mann bringt München in Verruf«, meldete die »Abendzeitung« am 25. Februar. »Jetzt hat's die CSU geschafft: Die Welt verachtet München«, hieß es tags darauf, und am 3. März schloß die »Süddeutsche Zeitung« die Schadensaufnahme ab: »Wenn die Reputation Münchens am vergangenen Wochenende Schaden genommen hat, dann verdankt sie dies denjenigen, die glauben, mit der Diskreditierung einer wichtigen Ausstellung die Stimmen am rechten Rand einfangen zu können.«

Moniert wurden die Lautstärke und die Grobschlächtigkeit, mit der Gauweiler und seine Kameraden von sich hören gemacht hatten, aber keineswegs das ewiggestrige Vokabular, dessen sich auch moderater gestimmte Kritiker der Ausstellung nach Herzenslust bedient hatten: Selten ist in Leitartikeln und Fernsehdiskussionen so häufig die Rede von Sauberkeit, Pflichtbewußtsein, Ehre, Disziplin und Anständigkeit deutscher Soldaten gewesen wie im Februar 1997, und niemand hat dagegen vorgebracht, daß solche soldatischen Tugenden einen Dreck wert sind. Im Respekt vor dem verfaulten Ehrenkodex der Wehrmacht sind sich Nazis, Konservative, Liberale und Sozialdemokraten einig.

Schon lange vor Beginn der Ausstellung in München polemisierte das »Thule-Netz« im Internet gegen die »antideutsche Schand-Ausstellung«, die organisiert werde, um »das Andenken unserer Großväter - der deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs - zu verunglimpfen und in den Schmutz« zu ziehen. »Wir vielen anständigen Soldaten, nicht einzelne Verbrecher, charakterisieren die Wehrmacht!« stand auf einem Transparent zu lesen, daß am Tag der Ausstellungseröffnung auf dem Münchner Marienplatz vor die Kameras gehalten wurde, und der »Bayernkurier« gab bekannt, daß die Ausstellung »Millionen von Deutschen die Ehre abzusprechen« versuche: »Wer leichtfertig oder bösartig mit dem guten Namen anderer umgeht, muß sich fragen lassen, ob der Ehrbegriff in seinem Denken überhaupt einen Stellenwert hat. Das trifft in erster Linie den Münchner SPD-Oberbürgermeister Christian Ude. Er hat schändlich gehandelt ... «

Für Haudegen auf Durchreise halten Bahnhofsbuchhandlungen ein Regal mit Bilderbüchern bereit, die den ehrenhaft und anständig kämpfenden Wehrmachtssoldaten und seine Waffen im Einsatz zeigen. In der frühen Nachkriegszeit wurden die Veteranen noch etwas üppiger bedient. Faksimilierte Titelseiten von Illustrierten der 50er Jahre vermitteln in der

Ausstellung eine Ahnung vom ungebrochenen Stolz der Überlebenden auf ihre Abenteuer an der Ostfront. Öffentlich festzustellen und zu belegen, daß sie mit verbrecherischen Mitteln für einen verbrecherischen Zweck kämpften, kann als Sakrileg nur erscheinen, weil es allzu lange vermieden wurde.

»Ein Kamerad berichtete, daß Minenfelder durch Juden abgekämmt werden, indem sie sich die Hände reichen und in langen Linien darübergejagt werden. Alle zwei Minuten gehen dann so fünf, sechs Juden in die Luft. 2 Fliegen mit einer Klappe.« Das trug der junge Wehrmachtssoldat Hans-Henning Teich fröhlich in sein Notizbuch ein; Walter Kempowski hat die Passage 1994 in seinem Sammelwerk Das *Echolot* dokumentiert. Selbst wenn es das einzige überlieferte Dokument aus jener Zeit wäre, müßte damit die obszöne Rede von Ehre und Anständigkeit des deutschen Soldatentums ein für allemal erledigt sein. In der Ausstellung, beklagte sich jedoch der Wehr- und Sicherheitspolitische Arbeitskreis der CSU, würden »Tapferkeit und Disziplin der Wehrmacht« nicht hinreichend herausgestrichen: »Die mit der Ausstellung verbundenen Bewertungen, die Millionen Kriegsteilnehmer unterschiedslos treffen und diskriminieren, verletzen nicht nur einen großen Teil der älteren Generation. Sie spalten die Gesellschaft und reißen neue Gräben auf.«

Um die Leichen, über die ein großer Teil der älteren Generation gegangen ist, machen sich die Vertreter des Wehr- und Sicherheitspolitischen Arbeitskreises weniger Gedanken als um die seelischen, durch die Ausstellung von Tatortfotos überflüssigerweise nachträglich hervorgerufenen Verletzungen alter Kameraden: Weil sie zeigt, daß die Wehrmachtsveteranen ihre Opfer die eigenen Gräber ausheben ließen, reißt die Ausstellung neue Gräben auf.

Frisch in die aufgerissenen Gräben zwischen Nachgeborenen und Mördern, die sich immerhin noch etwas darauf zugutehalten, daß sie ihr Mordgeschäft ehrenhaft, tapfer und diszipliniert verrichteten, hat sich am 2. März 1997 in der »Welt am Sonntag« ein Ernst Cramer erbrochen. Die Ausstellung, schrieb er, sei eine »Verleumdung von Millionen Soldaten, die sauber blieben«, und sie vermittele »den Eindruck, fast alle Wehrmacht-Angehörigen seien Nazikriegsverbrecher gewesen. Das ist nicht nur falsch, sondern eine Verleumdung von Millionen Deutschen, die ihre Pflicht als Soldat erfüllt haben und dabei - soweit man das in einem Krieg überhaupt kann - anständig geblieben sind.« Sicherlich hätten manche Wehrmachtssoldaten des Guten zuviel getan: »Die meisten aber blieben persönlich sauber.«

Damit dürfen sich die Nachfahren der Mordopfer trösten: Es war eben eine Pflicht zu erfüllen, und soweit man das in einem Krieg überhaupt kann, sind die meisten Mörder dabei anständig geblieben. Die Nachricht von der strahlenden Sauberkeit des deutschen Soldaten beruht allerdings leider nur auf der Beobachtung des rasenden »WamS«-Reporters Ernst Cramer, der damals auf der Wurzelbürste durch die besetzten Gebiete geritten zu sein scheint, um die Fingernägel der Frontsoldaten zu kontrollieren.

Der Wehrmachtssoldat, nehmt alles nur in allem, war ehrlich, anständig und nicht nur sauber, sondern rein. Mit den Exzessen, wie sie hier und da vorgekommen sein mögen, hatte er, soweit das im Krieg überhaupt möglich ist, nichts zu tun. Und so wird es ihn, wenn er es noch erleben durfte, gefreut haben, daß die Wehrmachtsdeserteure im Februar 1997 in einer ZDF-Talkshow von Arnulf Baring als »kümmerliche Feiglinge« bezeichnet werden konnten, ohne daß sich Protest erhob.

Zentrale Aussage dieser Ausstellung ist, daß die Wehrmacht insgesamt eine verbrecherische Organisation war. Das können wir so einfach nicht stehen lassen«, teilte der Münchner CSU-Fraktionschef Hans Podiuk der Öffentlichkeit mit. Die Ausstellung sei »beleidigend für Millionen Soldaten«, stellte der bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber fest. »Sie stellt alle Angehörigen der Wehrmacht als Mittäter des verbrecherischen Systems von Adolf Hitler dar. Das ist nicht akzeptabel.« Wieder und wieder hieß es, daß die Ausstellung ein ungerechtes Pauschalurteil fälle, und ebensooft wurde beschwichtigend erwidert, daß ein Pauschalurteil nicht beabsichtigt sei.

Die Ausstellung wolle »kein pauschales Urteil über eine ganze Generation ehemaliger Soldaten fällen«, heißt es im Katalog, und auf einem Plakat neben der Kasse wird noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Ausstellung »nicht als Pauschalverurteilung aller Wehrmachtsangehörigen mißverstanden werden« dürfe. Daß den Nazis außerhalb Deutschlands nur das von der Wehrmacht eroberte Gebiet unterworfen war, daß jeder Kradmelder, jeder Flakhelfer, jeder Gulaschkoch, jeder einzelne Soldat, unabhängig von der Gemengelage seiner Motivationen, am Holocaust und am Vernichtungskrieg beteiligt war, kann nur geleugnet, aber nicht widerlegt werden. Etwas mehr Mut zur logisch begründbaren Pauschalverurteilung der Wehrmachtssoldaten und zur Provokation ihrer blinden Verehrer hätte den Verteidigern der Ausstellung gut zu Gesicht gestanden.

Kultusminister Zehetmair hatte die menschenfreundliche Idee, an die armen Kerle zu erinnern, an die jungen Männer, die keine Nazis, aber sechs Jahre lang Soldaten und hinterher vielleicht noch Kriegsgefangene waren, Menschen ohne Schuld, dafür aber mit Verwundungen. Das war eine einsame Stimme. Ude rief andauernd dazu auf, der >Opfer< zu gedenken, doch auf seiner Opferliste standen nicht die Männer, denen Hitler eine glückliche Jugend gestohlen hatte«, gab Roswin Finkenzeller am 3. März in der »FAZ« zu bedenken.

Erstmals und reichlich spät sind mit der Wanderausstellung die Verbrechen der Wehrmacht ins öffentliche Bewußtsein gerückt worden. Angesichts der ausgestellten Dokumente erst einmal über die Verwundungen der Täter zu sinnieren, beweist eher Kaltschnäuzigkeit als Noblesse. Über die inneren Emigranten, die im Dritten Reich, »so hart es ihnen fiel, hinein in die Schrifttums-Kammer, die Kultur-Kammer, die Theater-Kammer, die Presse-Kammer« gezwungen worden waren, schrieb Alfred Polgar 1948: »Wenn ich sie nicht recht von Herzen bedauern kann, so deshalb, weil mein Mitleid aufgebraucht wird für die, die in die Gaskammern mußten.«

Den Marienplatz haben die Nazis am 1. März nicht erreicht. An der Kreuzung Tal/Radlsteig bleibt ihr Zug stecken, an dessen Spitze ein Transparent mit der Aufschrift »Meinungsfreiheit auch für nationale Sozialisten« hochgehalten wird. Flaschen, Äpfel, Eier und Tomaten aus dem Vorrat der zu Tausenden herbeigeströmten Gegendemonstranten treffen nicht die Glatzen, sondern meist nur Fotojournalisten in der Mitte der Kreuzung und die Polizisten, die die Nazis und ihre Feinde mühsam auseinanderhalten.

Die ins Stocken geratene Kundgebung des nationalen Widerstands muß zum Verdruß der Veranstalter zwischen geparkten Autos improvisiert werden. Nicht einmal die über Lautsprecher vorgetragenen Parolen sind zu verstehen. Ratlos treten die Nazis anderthalb Stunden lang auf der Stelle, bevor sie sich schließlich in erfreulich miserabel koordinierten Sauhaufen in die bereitgestellten Reisebusse verdrücken, die Kurve kratzen und den Eindruck hinterlassen, daß mit ihnen bis auf weiteres kein Staat zu machen ist, auch wenn man keinem einzigen von ihnen im Mondschein begegnen möchte.

Auf dem Marienplatz haben in der Zwischenzeit wieder die Standardgruppen williger Vollstrecker im Rentenalter Aufstellung genommen und keifen, daß im Krieg eben andere Gesetze gegolten hätten.

Und die Juden? Ein jeder war gegen die Juden, und heute sind sie noch dagegen, was sie sich nicht mehr sagen trauen, weil sie die Juden damals umbringen haben dürfen. Susn, ich mußte herauskriegen, was in den Deutschen drin ist, und ich sage es Dir: Mord. Fleißigster Mord. Aber dieser Mord hat sie zum berühmtesten Volk der Menschheit gemacht. Da werden Beethoven und Mozart schon von den Vögeln gepfiffen und ihre Namen längst vergessen sein, da wird niemand mehr den französischen Rotwein kennen, geschweige das französische Volk, der Name Hitchcock wird nicht mehr für Kruselfilme stehen, sondern für eine besondere Holzleiste - alles was jetzt noch zählt und wichtig ist, wird längst vergessen sein, aber nicht vergessen das Mördervolk der Deutschen« (Herbert Achternbusch).

Konkret 04/97, S. 25

# Zu Protokoll

**Die Leichenberge und die Unschuld der Wehrmacht. Über »Hitlers Helfer« diskutierten die Historiker Arnulf Baring und Eberhard Jäckel, die Albert-Speer-Biographin Gitta Sereny, der Schriftsteller Ralph Giordano und die Journalistin Maybrit Illner. Moderation: Guido Knopp. KONKRET dokumentiert Auszüge aus der Diskussion, die das ZDF am 25. Februar 1997 ausgestrahlt hat**

*Knopp:* Die große Resonanz auf unsere Serie »Hitlers Helfer« hat bewiesen, daß das Interesse an der Nazizeit in Deutschland größer ist denn je. Woher kommt dieses Interesse? Was gehen uns die Nazis heute an, wie gehen wir mit diesem düsteren, traumatischen Kapitel unserer Geschichte künftig um? Tun wir zuviel des Guten oder eher zuwenig? Das wollten wir von prominenten Zeitgenossen wissen, die das auch was angeht wie uns alle. Hier sind ihre Antworten.

*Udo Jürgens:* Wir Deutschen haben die Eigenschaft, vielleicht alles ein wenig zu übertreiben. Aber das ist nicht immer eine schlechte Eigenschaft.

*Gunther Emmerlich:* Man muß Obacht geben, daß man es nicht zu sehr zum Thema Nr. 1 macht, damit kein Verdruß entsteht.

*Lisa Fitz:* Wie gehe ich mit der Vergangenheit zukunftsorientiert um. Das ist eigentlich der wichtigste Punkt bei der ganzen Sache.

*Udo Lindenberg:* Der deutsche Boden getränkt von Blut und Tränen und Gas. Und ich finde es also nun bekloppt, wenn man das nicht realisiert.

*Wolfgang Lippert:* In der aktuellen Zeit meine ich, wir Deutschen beschäftigen uns ausreichend mit dem Thema.

*Iris Berben:* Nein, wir beschäftigen uns sicherlich nicht zuviel damit. Im Gegenteil.

*Alfred Biolek:* Das erregt mich derartig, und ich finde es sehr wichtig, und ich werde alles, auch in meiner Sendung, dazu tun, daß wir über diese Dinge noch mal reden.

*Harald Schmidt:* Ich schau' mir das an, ja. Weil mich das interessiert, und es sind ja auch Bereiche, die sehr viel mit dem Showgeschäft zu tun haben.

*Roberto Blanco:* Wird immer die Suppe gerührt noch mal. Ich weiß nicht, warum. Ich dachte, daß's eine Ära, die wo vorbei ist und man hat gelernt, die Fehler, was da passiert ist. Kommen immer wieder raus. Das verstehe ich nicht.

*Knopp:* Herr Giordano, können Sie Roberto Blanco erklären, warum die Suppe immer und immer wieder umgerührt wird?

*Giordano:* Ich hof fe, ich komme nicht in den Verdacht des Rassismus, wenn ich Roberto Blanco widerspreche und sage, dieser Leichen-Himalaya im Keller der deutschen Geschichte hat uns 50 Jahre lang überhaupt nicht gefragt, was wir wollten oder nicht. Er war da, wie ein Berg da ist. Man kann sich vor einen Berg stellen und sagen, Berg, du bist nicht da, das macht dem Berg gar nichts aus. Im übrigen, diese These, es muß doch endlich einmal Schluß sein, habe ich zum ersten Mal im Herbst 1945, also sechs Monate nach meiner Befreiung gehört. Und jetzt, gestern, zum letztenmal. Das bedeutet für mich eine Lebenserfahrung. Nämlich daß die Leute, die so etwas sagen, mit dem, womit sie Schluß machen wollen, niemals angefangen haben.

*Knopp:* Aber gibt es nicht auf der anderen Seite die Gefahr, daß die Fixierung auf die Nazizeit, die fortwährende Beschäftigung, eine Überdrußreaktion, eine Abwehrhaltung bei denen erregt, die eigentlich zum Gedenken gebracht werden sollen?

*Baring:* Weiß ich nicht. Also ich selber glaube, daß die Schlußstrich-Frage eine absurde ist, denn wie Ralph Giordano gesagt hat, diese Vergangenheit wird mit uns sein. Das Bild des Berges ist übrigens sehr schön. Wie ein großer schweigender Berg wird das auch in der Zukunft da sein. Das wird auch noch in 50, in 100, in 1.000, in vielen tausend Jahren, wenn die Welt dann noch bestehen sollte, so sein. Ich kann mir vorstellen, daß jemand, der 50 Jahre Vergangenheitsbewältigung mit mehr oder weniger Erfolg hinter sich gebracht hat, sagt, jetzt reicht es mir, ich hab's begriffen - hoffentlich. Aber daß jemand, der neu anfängt, der zu den Generationen der jetzt Heranwachsenden gehört, wissen will, was damals war, und daß da die Fragen vielleicht sogar bohrender und drängender werden, das würde ich erwarten und auch für richtig halten.

*Knopp:* Aber hören wir doch mal, was die Deutschen davon halten. Die Forschungsgruppe Wahlen hat in unserem Auftrag die Meinung der Deutschen dazu ermittelt. Soll der Deutsche einen Schlußstrich unter die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus ziehen, war die rhetorische Frage. Die Antwort ist zwiespältig. 55 Prozent der Befragten meinten: »Ja, man sollte einen Schlußstrich ziehen«; 43 Prozent der Deutschen sagten: »Nein, kein Schlußstrich«. Die Frage spaltet

offenkundig die Nation. Frau Sereny, Sie waren bis zum Einmarsch der Nazis in Österreich, heute leben Sie in London. Können Sie verstehen, wenn so viele ältere Deutsche sagen, wir können's nicht mehr hören?

*Sereny:* Ich kann vollkommen verstehen, daß ältere Deutsche das nicht wollen, sympathisiere auch etwas mit ihnen. Aber das Interessante ist ja gerade, daß so viele junge es wollen. Und noch interessanter ist, daß das nicht auf Deutschland beschränkt ist, daß hier die deutschen jungen Menschen mit denen anderer Nationalitäten etwas gemeinsam haben. Und da ist noch etwas Merkwürdiges: Daß schließlich zur selben Zeit und früher noch in Rußland fast ärgere Dinge passiert sind, wenn Sie es so anschauen wollen, fast ärgere, wenn das möglich ist, die das Weltgewissen, die Anschauung der jungen Menschen und ihr Interesse nicht so erweckt haben. Und da bin ich eben Ihrer Meinung, daß das ein Berg ist, etwas ganz, ganz Merkwürdiges.

*Knopp:* Eine Vertreterin der jungen Generation, Jahrgang 65, sitzt hier am Tisch. Was geht Sie die Nazizeit an?

*Illner:* Es ist ein ungestilltes Interesse, und es ist natürlich auch so, daß heute kein Mensch mehr ein Gleichheitszeichen setzen würde zwischen dem deutschen Volk des Jahres 1945 und dem deutschen Volk des Jahres 1997. Es wäre vermessen, wenn man das tun würde. Es hat eben eine lange Zeit der Demokratie und auch der Beschäftigung mit dieser Vergangenheit gegeben. Aber ich denke auch, daß man Geschichte insofern eben auch nicht bewältigen kann. Und darum ist dieses Bild von dem Berg sehr schön. Geschichte ist passiert. Und das, was man tun kann und tun sollte, ist, herauszufinden, warum es passiert ist. Warum hat es diesen abgrundtiefen Haß dieses Volks auf die Juden gegeben? Warum denunzierten sie, warum mordeten sie? Also das sind Fragen, die man sich immer wieder stellen muß - nicht in erster Linie, um dann Urteile zu fällen, sondern um einfach Erklärungen zu finden.

*Knopp:* Herr Jäckel, nun haben wir aber zwei Dinge, die nicht ganz zusammenzupassen scheinen. Auf der einen Seite der Ruf nach dem Schlußstrich bei den Leuten, auf der anderen ja ein starkes Interesse an der Nazizeit. Ist das ein tatsächlicher oder nur ein scheinbarer Widerspruch?

*Jäckel:* Das ist ein Widerspruch deswegen, weil die Frage nach dem Schlußstrich eine Gespensterfrage ist. Selbst wenn jemand einen Schlußstrich ziehen wollte, man könnte es nicht. Nicht nur, weil die Leute daran interessiert sind, sondern weil man in einer freiheitlichen Demokratie niemandem einen Schlußstrich verordnen kann. Die Frage ist wirklich absurd. Im übrigen ist ja niemand genötigt, sich mit den Filmen, mit den Büchern, mit den anderen Produktionen über die Nazizeit zu beschäftigen. Er braucht die Bücher ja bloß nicht zu kaufen, er kann beim Fernsehen abschalten.

*Knopp:* Wollen wir doch mal sehen, ob unsere Zuschauer dieser Meinung folgen. Inzwischen sind die Telefone hier schon heißgelaufen. Wir schalten jetzt mal in die Telefonzentrale. Was interessiert denn unsere Zuschauer bislang am meisten?

Studio: Aus Hunderten von Telefonanrufen unserer Zuschauer kristallisieren sich gewissermaßen Kernfragen heraus, Fragen, die immer wieder gestellt werden. Eine davon scheint mir ganz besonders markant zu sein. Woran liegt es, so wird gefragt, daß nur die Deutschen als einziges Volk der Erde mit geradezu selbstzerstörerischem Masochismus immer wieder in nur diesem Abschnitt ihrer doch viel komplexeren Vergangenheit herumwühlen?

*Giordano:* Ich halte diese Frage für ein Verdrängungsvokabular. Eine Haltung, die nach 1945 übrigens sehr erfolgreich war. Das heißt, was wir hier nicht vergessen dürfen, ist ja, daß die politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland ganz entscheidend bestimmt worden ist durch die Verdrängung und daß das seine Folgen gehabt hat und auch weiter hat. Nur, erfolgreich ist diese Politik nicht. Nach allen Vergleichsmöglichkeiten, die ein Mann meiner politischen Biographie hat, würde ich sagen, heute haben wir eine öffentliche Atmosphäre, ein öffentliches Klima, das für dieses Thema so empfangsbereit ist, wie es zu keiner Epoche nach 1945 vorher da war. Insofern kann ich sagen, das, was ich da eben gehört habe, ist gestern. Was Sie, Frau Illner, gesagt haben, ist heute und morgen.

*Knopp:* Aber es geht doch darum, wie wir uns damit beschäftigen. Gibt es denn eine Grenze zwischen Übertreibung und notwendiger Aufarbeitung? Und wo liegt die?

*Baring:* Ich bin relativ ernüchtert durch das, was ich im letzten Jahr aus Anlaß der Goldhagen-Debatte erlebt habe, über die Möglichkeiten der Wissenschaft, in der Breite der Bevölkerung Bewußtsein zu bilden. Ich habe den Eindruck, daß das Differenzierungsvermögen, was ja eigentlich die wissenschaftliche Arbeit ausmacht, dem moralischen Impuls der Öffentlichkeit nicht entspricht. Offenbar ist die Wissenschaft in dem, was sie da so detailhaft aufbereitet, weniger erfolgreich, als wir geglaubt haben. Oder andersrum gesagt: Wie sehr hat das Buch von Goldhagen doch einen öffentlichen Widerhall gefunden in Amerika, bei uns, aber offenbar ja auch inzwischen in anderen Ländern, das durch eine einfache und eindeutige These besticht, aber den Historiker eher ratlos läßt, weil man sagen muß, das ist als Darstellung der Verbrechen sehr eindrucksvoll, aber in der Deutung doch hundsmiserabel kurzatmig.

*Knopp:* Sie geben eine Steilvorlage für die Frage nach der Schuld. Wir wollten von den Deutschen wissen, wie sie selbst darüber denken, und wir fragten sie: Wer trägt die Hauptschuld an den Verbrechen in der Nazizeit? Das sind die Antworten, ermittelt von der Forschungsgruppe Wahlen: 60 Prozent sagten: »Hitler«; 37 Prozent sagten: »Andere SS-Größen«; 27

Prozent meinten: »Die SS«; und 31 Prozent sagten: »Alle Deutschen«. Mehrfachnennungen waren möglich. Sind Wissenschaft und Volkesstimme in diesem Fall mal einer Meinung?

*Jäckel:* Das glaube ich nicht. Schuld ist und muß bleiben ein individueller Begriff. Kollektive können nicht schuldig sein. Schuldig sind diejenigen, die die Verbrechen begangen haben. Wenn der Schuldbegriff einen Sinn hat und wenn auf ihn Sühne und Strafe folgen sollen, dann kann das nur für die Täter im engeren Sinne gelten. Ich will darauf hinweisen, daß es nicht so war, als habe die Mehrheit der Deutschen Hitler die Macht übertragen. Man kann diese Zahl nicht oft genug nennen: 37,3 Prozent aller Deutschen, die zur Wahl. gegangen sind, haben in freien Wahlen Hitler oder der NSDAP ihre Stimme gegeben im Juli 1932, im November ist diese Zahl gesunken auf 33, 1. Man kann das auch anders ausdrücken: Zwei Drittel aller Deutschen haben für die NSDAP niemals ihre Stimme abgegeben.

*Sereny:* Wenn man also nur die Wahlen bringt, dann kann man das sagen. Auch ich bin ganz gegen Goldhagens These. Ich finde daran nur interessant die Reaktion der jungen Deutschen. Nicht Goldhagen selbst. Goldhagen ist kein Wissenschaftler, er hat ein vollkommen unbearbeitetes Buch vorgelegt mit einer These, die aus seiner eigenen emotionalen Richtung stammt. Und er hat das hierher gebracht . In England hat er überhaupt keinen Erfolg damit gehabt, weil das vollkommen widerlegt und abgelehnt wurde.

*Jäckel:* In Frankreich und in Italien auch nicht.

*Giordano:* Wir sollten uns darüber im klaren sein, daß der Nationalsozialismus eine tiefe schwere Infektion am Körper der Nation zwischen 1933 und 1945 gewesen ist. Eine tiefe und schwere Infektion. Und was mich als Augen- und Ohrenzeugen damals und auch danach dann besonders erschreckt hat, ist eine Schizophrenie, eine Spaltung der Persönlichkeit, die sehr schnell da war nach 1933, 35, 36, sehr schnell spürbar, eine Spaltung in eine privat human gebliebene und politisch inhumane Hälfte. Das heißt, die Menschen, die genau wußten, was sie zu tun haben, wenn ein Nachbar Hilfe brauchte, wenn jemand ins Krankenhaus gebracht werden mußte, waren ganz selbstverständlich in ihren Reaktionen human. Kam man aber auf politische Themen, beteten sie nationalsozialistische Gewaltideen nach. Das ist etwas, was ganz charakteristisch ist wahrscheinlich für jedes andere totalitäre und autoritäre System. Aber so tief eingefressen wie in die damaligen Deutschen - ich glaube, das ist schon eine geschichtliche Ausnahmesituation.

*Illner:* Ich würde die Frage nach der Schuld anders beantworten als Herr Jäckel, und zwar mit der Gegenthese: Vielleicht hat jeder Deutsche Schuld auf sich geladen, der nicht gegen Hitler war. Und damit sind wir bei einem wesentlich moralischeren Angang. Natürlich ist das keine justitiable Schuld, natürlich sind das keine Verbrechen, es sind nicht immer Tötungsdelikte. Aber ich glaube schon, daß es diesem Volk wesentlich mehr helfen würde, wenn es sich fragen würde, warum habe ich mich in Situationen so und nicht anders verhalten? Warum hat der Sohn seinen Vater denunziert? Warum gab es in Großstädten mehr Denunziationen gegen Juden, als es de facto Juden gab? Wo kam das her?

*Jäckel:* Die Hälfte aller Deutschen ist nach Hitler geboren. Ich sage, daß sie sich mit der Schuldfrage nicht auseinanderzusetzen haben.

*Knopp:* Wir haben ja einen konkreten Anhaltspunkt. Gestern wurde in München eine Ausstellung über Verbrechen der Wehrmacht eröffnet, die in vielen anderen deutschen Städten zu sehen war, und schon tobt wieder ein erhitzter Streit über Unschuld, Schuld, Verstrickung, Verdrängung in der Wehrmacht.

*Baring:* Ich habe die Ausstellung gesehen. Ich fand sie als Denkanstoß wichtig, ich finde, daß man sich mit der Frage, was die eigentliche Seite des Zweiten Weltkrieges angeht - die kann man nicht im Norwegen-Feldzug oder im Frankreich-Feldzug rauskriegen... da ist der Ost-Feldzug wichtig. Auch das ja Ober den Antisemitismus weit hinausgehende Rassistische des Regimes zeigt ja der Ost-Feldzug in einer Weise, die das Regime viel tiefer diskreditiert als das, was es im Westen oder im Norden oder im Süden Europas getan hat. Und die Frage, inwieweit die Wehrmacht darin verwickelt war, hat mich immer sehr beschäftigt. Das ist ja historisch weitgehend aufgeklärt. Nur: Die These der Ausstellungsmacher, die deutsche Wehrmacht sei eine verbrecherische Organisation gewesen, ist falsch. Das ist eine Übertreibung.

*Knopp: Ich* habe hierzu eine konkrete Frage auf meinem Monitor. Herr Fomowski aus Berlin, bitte.

*Fomowski:* Ich bin Jahrgang 23 und habe viel, viel erlebt. Ich war bei der Wehrmacht, und bei meinem Vater und meiner Mutter schwöre ich, ich habe viel Elend gesehen, viel, viel Elend. Ich war im Kaukasus, wo junge Menschen meines Alters gefallen sind, da habe ich mich gefragt, warum. Wie kann man sich da hinstellen und sagen, wir, die deutsche Wehrmacht, waren Verbrecher? Es tut mir leid, das kann ich nicht durchlassen, das ist mir zu hoch.

*Giordano:* Mit dieser selbst aufgestellten These: Wir werden zu Verbechern gestempelt, haben sich Millionen ehemaliger Landser um die Frage herumgedrückt, was ihre Rolle als Soldaten Hitlers gewesen ist. Denn wenn die Wehrmacht auch nicht in ein einziges Verbrechen des Vernichtungsapparates verstrickt gewesen wäre, sie war des Teufels Armee. Das heißt, sie war das Hauptinstrument eines verbrecherischen Angriffskrieges in den Händen einer verbrecherischen NS-Reichsführung und hat mit Waffengewalt das kriminelle System des Nationalsozialismus bis nach Stalingrad, an den Atlantik, bis nach Narvik und an den Nordrand der Sahara katapultiert. Und das, bevor die SS gekommen ist. Erst war die

Wehrmacht da, dann kam die SS. Das heißt, diese Rolle als Schwert in den Händen der nationalsozialistischen Reichsführung, das ist ihr objektiv historischer Charakter, unabhängig davon, was die Truppe, das Offizierskorps oder die Generalität von sich selbst gedacht und welches Eigenbild sie sich von sich selber gemacht hat. Wenn man das vorher nicht wußte, weiß man es heute. Der Radius des Vernichtungsapparates war immer identisch mit dem der Front. Und wer im Jahre 1997 seine Rolle als Soldat Hitlers noch in derselben Weise wie vor 50 oder 60 Jahren interpretiert, der ist in meinen Augen als Zeitgenosse eine optische Täuschung.

*Jäckel.* Ich kann diesen Fragesteller ein bißchen verstehen. Es wird in der gegenwärtigen Diskussion manchmal übersehen, daß es damals eine allgemeine Wehrpflicht gegeben hat, die bei Todesstrafe durchgesetzt wurde. Und ich halte auch nicht viel davon, wenn wir jetzt einzelne Gruppen der Gesellschaft rausgreifen, mal die Justiz, mal die Unternehmer, mal die Ärzte und nun mal die Wehrmacht, und sagen, die sind verbrecherisch geworden. Man muß davon ausgehen, daß der Staat verbrecherisch geworden ist, daß der Führer ein Verbrecher war. Und dann sind fast natürlich und selbstverständlich alle Teile des Staatsapparates da hineingezogen worden.

Ich finde in dieser Ausstellung eine Menge von Einseitigkeit, eine Menge von Übertreibungen. Es gibt in unserer gegenwärtigen Auseinandersetzung mit der Nazivergangenheit, die ich wahrlich begrüße, auch Elemente der Übertreibung, der Überheblichkeit, der Gnadenlosigkeit...

*Giordano:* Was kann man bei diesen Opferziffern übertreiben?

*Jäckel:* Man darf einer Gesellschaft, Herr Giordano, kein einseitiges Bild geben.

*Giordano: Wieso* ist das einseitig?

*Jäckel: Weil* es einseitig ist. Wenn irgend jemand einen aktiven Widerstand gegen die Kriegspolitik von Hitler geleistet hat, dann ist es die Wehrmachtsführung gewesen. Der 20. Juli 1944 war eine Angelegenheit der Wehrmacht gewesen, und dieses... man darf... man kann... das ist dasselbe wie bei dem Goldhagen-Syndrom. Ich muß mich als Historiker dagegen wehren, daß gewisse simple und eingängige Interpretationen geliefert werden.

*Giordano:* Aber kann man nicht unterscheiden zwischen objektiv und subjektiv? Objektiv war die Wehrmacht das Hauptinstrument zur Realisierung der nationalsozialistischen Eroberungs- und Ausrottungspolitik. Ist das klar?

*Jäckel:* Natürlich. Jede Armee ist das Instrument des Staates, zu dem sie gehört.

*Giordano:* Insofern eine verbrecherische...

*Jäckel:* Nein.

*Sereny.* Es gab Soldaten, die nichts Fürchterliches getan haben.

*Giordano:* In welcher Beziehung nichts getan?

*Sereny:* Sie haben natürlich einen Krieg geführt, aber da konnten sie ja nicht anders, als den Krieg führen, das war ja ihre Pflicht.

*Jäckel.* Das hatten die doch nicht beschlossen, den Krieg zu führen.

*Knopp:* Ich habe hierzu eine Frage eines Zuschauers auf meinem Monitor. Herr Waldfried aus Kirgel, bitte.

*Waldfried:* Mir ist bekannt, daß die Wehrmacht sich vor Judenerschießungen in Rußland gestellt hat, daß diese Judenerschießungen durch die Wehrmacht vereitelt wurden. Das ist eine Tatsache.

*Jäckel.* Es hat wenige solche Falle gegeben, es hat auch viele andere gegeben, in denen sich Wehrmachtseinheiten an den Erschießungen in der Sowjetunion beteiligt haben. Das ist völlig unstreitig.

*Sereny:* Aber es hing ab von dem einzelnen Menschen.

*Jäckel.* Nein! Es hing nicht von dem einzelnen Menschen ab.

*Illner.* Wenn Sie es so minimieren... Es sind ja nicht irgendwie hundert gewesen, sondern es waren Millionen.

*Jäckel.* Wir sind sehr schnell dabei zu sagen, alle waren dabei.

*Giordano:* Nein.

*Jäckel.* Doch, es heißt, *die* Wehrmacht hat es getan. Und das heißt alle. Wir sind immer sehr leicht dabei zu sagen, *die* Deutschen sind ihrem Führer gefolgt usw.

*Giordano:* Aber Sie pauschalisieren doch. Sie sagen, die Wehrmacht ist sozusagen kollektiv unschuldig.

*Jäckel.* Ja, genau.

Konkret 04/97, S. 27

**Klaus Bittermann**

# Jenseits des Krieges

Im Herbst 1995 machte die Wehrmachtsausstellung Station in Wien. Die Wiener Autorin und Filmemacherin Ruth Beckermann interviewte, mit einfachsten Mitteln, 46 Stunden lang Besucher der Ausstellung. Knappe zwei Stunden davon collagiert ihr Film »Jenseits des Krieges«. In. einem von den »Austrian Film News« (6196) veröffentlichten Gespräch berichtet Beckermann aber ihre Vorgehensweise. Die Interviews entstanden spontan, es gab keine Vorgespräche. » Wir haben geschaut, wer paßt vom Alter her, und haben ihn dann angesprochen. « Dabei stellte sie fest, daß die meisten Befragten anfingen, von ihrer Kriegsgefangenschaft zu erzählen, sich also in die Rolle des Opfers flüchteten. Eines Opfers, das sehr mitteilsam ist.' Fast niemand weigerte sich, vor der Kamera zusprechen. Auch wenn die zahlreichen Besucher sich aus sehr unterschiedlichen Motiven die Ausstellung ansahen, waren doch zumeist ehemalige Wehrmachtsangehörige gekommen. Viele kommentierten die Exponate kopfschüttelnd. Sie konnten einfach nicht begreifen, daß die Wehrmacht, die doch wie jede andere Armee nur ihren Job getan hätte, derart in den Schmutz gezogen wird.

Die meisten beteuerten, daß sie von den Verbrechen keine Ahnung gehabt, daß sie zwar vom KZ Buchenwald gewußt hatten, mehr aber nicht, daß man Gott sei Dank einer Fliegereinheit angehört und deshalb gar nichts mitbekommen, daß man einmal eine Erschießungsaktion mit angesehen, daß es sich dabei aber um Partisanen gehandelt hätte. Das muß nicht einmal gelogen sein, es verweist aber zugleich darauf, daß sie sich auch in der Nachkriegszeit herzlich wenig dafür interessiert haben dürften. Sie betrachten die Bilder mit einer gewissen Neugier. Vielleicht ist darauf ein Bekannter oder Verwandter zu entdecken, einer verkündet freudig erregt; daß er die an einem Balkon Erhängten selber gesehen habe. Manche geraten aber das Gewußt oder Nicht-Gewußt in Streit, in der Regel jedoch verteidigen sie sich selbst als den »kleinen Soldaten«, der doch überhaupt keine Möglichkeit gehabt hätte, sich dem Ganzen zu entziehen. Lächerlich wirken die Gesten eines echauffierten, mit dem Spazierstock herumfuchtelnden Rentners, der die Beweiskraft der Bilder in Zweifel zieht. Doch selbst ein Heimatvertriebener, der den Tschechen die Schuld am Kriegselend unterschiebt, hat gelernt und verkündet mit Inbrunst den Konsens dieser großen Familienzusammenführung. »Nie wieder Krieg!«

---

»Jenseits des Krieges«, Dokumentarfilm von Ruth Beckermann, 117 Min., Österreich 1996, Verleih: Real Fiction, Start: 27. März

Konkret 04/97, S. 28

**Justus Wertm□ ller**

# Der Firnis von 50 Jahren

**Wie das Ausland und die Juden den deutschen Medien □ u einem □ eiteren Coming out verholfen**

»Ein wenig erschrocken nimmt man schon zur Kenntnis, wie dünn der Firnis zu sein scheint, mit dem nach 1945 das Bild von Deutschland übertüncht wurde«, beklagte sich in der »FR« vom 24. Februar 97 ihr Chefredakteur Reifenrath. Wegen einer »Bagatelle« habe die britische Presse »den infamen Vergleich mit Hitler bemüht«.

Es waren eigentlich zwei »Bagatellen«, deretwegen nicht nur die britische Presse mit ihrem Hochglanzbild vom demokratischen Deutschland Probleme hatte. Eine Berliner Rechtsanwältin und der britische Außenminister waren ins Zentrum wüster Attacken der deutschen Presse geraten, die im Hinweis auf eine zufällige biographische Gemeinsamkeit kulminierten, die hierzulande als ausreichend gelten, um über Charakter und Intention der angegriffenen Personen Auskunft zu geben: Beide sind Juden.

Die Anwältin Simona Reppenhagen soll versucht haben, die im Ausland lebenden rechtmäßigen Eigentümer von arisierten Grundstücken dazu zu bewegen, ihr Eigentum unter Wert zu verkaufen. Darüber hinaus hat sie im Januar auf einer Sitzung des Vorstands der jüdischen Gemeinde in Berlin, dem sie angehört, behauptet, der an der Insurrektion vom 20. Juli 1944 beteiligte und deswegen ermordete Hans von Dohnanyi stamme aus einer »prominenten Ariseurfamilie«. Der britische Außenminister Malcolm Rifkind hat in Bonn einen Vortrag gehalten, in dem er nicht nur die deutsche EUPolitik scharf kritisierte, sondern auch noch ein Luther-Zitat in deutscher Sprache verwendete.

Der Vorstand der Berliner jüdischen Gemeinde hat gegenüber Klaus von Dohnanyi den falschen Anwurf Reppenhagens gegen seinen Vater mit Bedauern zurückgenommen und dabei höflich den Hinweis unterlassen, daß die Offiziersclique um Stauffenberg, Dohnanyi und andere mehrheitlich aus bekennenden Antisemiten und langjährigen tatkräftigen Unterstützern des Nationalsozialismus bestand, also für die Enteignung jüdischen Besitzes zumindest erhebliche Mitverantwortung trug. Der »Taz«-Redakteurin Anita Kugler war das nicht genug. Die Verletzung des Andenkens eines deutschen Märtyrers durch eine in eine Immobilienaffäre verwickelte jüdische Funktionärin war ihr Aufhänger für einen Kollektivvorwurf gegen die Juden in Deutschland. »Man stelle sich vor, ein deutscher Politiker würde im deutschen Parlament von niemandem unterbrochen und von niemandem gerügt - den großen und in Theresienstadt gequälten Rabbiner Leo Baeck als Teil einer jüdischen Schieberund Spekulantenbande bezeichnen. Es würde einen internationalen Aufschrei geben, der Politiker könnte seinen Hut nehmen und der Bundeskanzler käme mit Entschuldigungen gar nicht hinterher.« So etwas wäre »antisemitisch und eine Schande für ganz Deutschland obendrein«.

Ihrer im Jargon der Nazis gehaltenen Erinnerung daran, was Deutsche über Juden immer schon wußten, ließ sie prompt die Nutzanwendung folgen: Es sei »eine Schande für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland«, wenn in ihrer größten Gemeinde der »Widerstandskämpfer Hans von Dohnanyi als >Ariseur<« bezeichnet werden dürfe. Der Vorfall sei »ein erschreckendes Beispiel für den Verlust von Sitte und Anstand in einer Körperschaft des öffentlichen Rechts«. Dem schändlichen, sittenwidrigen und unanständigen jüdischen Kollektiv bescheinigt Kugler zum Abschluß, es reklamiere Sonderrechte für seine Mitglieder, weshalb ihnen, die nie etwas derartiges gefordert haben, per Negation vorsorglich eine Sonderbehandlung angedroht wird: »Es gibt, Gott sei Dank, keine Sonderanstandsregelungen für Mr. X und Mrs. Y, sie für Juden zu fordern, wäre antisemitisch.«

Michaela Wiegel von der »FAZ« hatte die Aufgabe, für ihre Zeitung über den Deutschlandbesuch des britischen Außenministers zu berichten. Wie man einen Kritiker deutscher Dominanzbestrebungen abfertigt, hat sie der Alt-Herren-Riege ihres Blattes gut abgelauscht. Es gilt Pointen einzubauen, um die Diskreditierung des feindlichen Protagonisten zu systematisieren. Etwa so: »Als habe ihn seine Rede nicht ganz überzeugt, schloß der Jude Rifkind - ironisch apologetisch - mit dem deutsch hervorgebrachten Lutherwort: >Hier stehe ich, ich kann nicht anders<« (»FAZ«, 20.2.).

Der ausgereifte Antisemitismus der »Taz«-Redakteurin und die deutsche Unbekümmertheit ihrer Kollegin von der »FAZ«, der es schon gar nicht mehr auffällt, daß sie die Sprachregelung des »Völkischen Beobachters« aufnimmt, wenn sie vom »Juden Rifkind« spricht, war den Lesern der beiden Blätter kein Grund zur Empörung und den Redaktionen keiner zur Entschuldigung. Der Protest kam von außen und führte zur Bildung einer Volksfront deutscher Medienschaffender, die sich britische oder jüdische Einmischungen ein für allemal verbat und für den Wiederholungsfall mit dem Wecken schlafender Hunde drohte, mit denen immer dann aufgewartet wird, wenn Zweifel an der deutschen Wiedergutwerdung nach 1945 geäußert werden.

In Berlin berief der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Jerzy Kanal, am 13. Februar eine Pressekonferenz ein und erklärte: »Die Äußerungen (Frau Kuglers) in ihrem Kommentar (seien) die schlimmste Ansammlung von antisemitischen Klischees, die mir in der deutschen Presse während der letzten 52 Jahre in die Hände kam. « Der Artikel sei ein »erschreckendes Beispiel des faschistoiden Kryptoantisemitismus einer linken Journalistin.« Kanal ahnte, was ihm auf der

Pressekonferenz widerfahren würde, als er seine Erklärung mit dem Satz schloß: »Wenn Normalität im Verhältnis zu Juden in Deutschland ungehemmte Hetze gegen Juden bedeutet, wollen wir eine solche Normalität nicht.« Er hat die geballte Normalität bekommen. Ralf Schröder, der anwesend war, hat einiges davon aufgeschrieben (in der »jungen Welt« vom 15./16.2.): »>Herr Kanal< sagte eine Kollegin, >Sie haben hier mit über 30 Journalisten zu tun, die regelmäßig über diese Themen schreiben. Das ist ganz schlecht, wenn da der Vorwurf des Antisemitismus im Raum steht.<«

Gefährlicher für das Ansehen der Nation als Jerzy Kanals Äußerungen sind britische Zeitungen wie der »Daily Telegraph« und internationale jüdische Organisationen. Denen war zwar der »Taz«-Skandal entgangen, Frau Wiegels Einlassungen über den »Juden Rifkind« nahmen sie jedoch zum Anlaß, an den Nationalsozialismus zu erinnern. Woraufhin Rudolf Augstein, Lessing pervertierend, Bücherverbrennungen und Schlimmeres halluzinierte: »Vielleicht hat Michaela Wiegel etwas Unüberlegtes gesagt, wir dürfen das vermuten. In London denkt man anders: Nichts da, die Hexe wird verbrannt« (»Spiegel« 10/97). Und die »FR« (24.2.), die weiß, daß Juden (oder Briten) gern ein doppeltes Spiel treiben, warnte: »Aber es ist bei allem Verständnis für Ängste vor neonazistischen Tendenzen doch unrealistisch und unsinnig zugleich, hinter jeder Ecke Propagandisten des Antisemitismus zu sichten. Wer dies tut, wie jetzt in Großbritannien geschehen, darf sich nicht wundern, wenn er nach seinen wahren Motiven gefragt wird.«

Das letzte Wort hatte der in Schicksalsfragen unvermeidliche »FAZ«-Herausgeber Reißmüller (25.2.). Er zitierte Churchills Sentenz, »den Deutschen hat man entweder an der Gurgel oder am Stiefel«, ganz ohne Entrüstung. Die Sache mit der Gurgel ist ihm der Ernstfall im Ringen seiner Nation um Identität. Wer dabei stört, hat sich die Folgen selber zuzuschreiben: »Einem Volk, das zwischen solchen Extremen zu pendeln vermag, ist nichts nötiger als ein ruhiges, stetiges, Übertreibung ... vermeidendes Bewußtsein von sich selbst. Daran muß jedem gelegen sein, der will, daß >die deutsche Gefahr< für immer in der Vergangenheit versunken bleibt.« Dafür aber bedürfe es einer »guten Absicht« gegenüber den Deutschen. Die »hat nicht, wer, etwa in London, ein in Deutschland geschriebenes Wort grundlos, willkürlich dazu benutzt, >Nazismus<, >Rassismus<, >Antisemitismus< zu rufen.«

Konkret 04/97, S. 32

**Kurt Hübner**

# Rhetorische Schlachten

**Globalization! What Globalization? Anmerkungen zum Streit über die Globalisierungsthese zwischen Ebermann/Trampert (KONKRET 1/97) und Robert Kurz (KONKRET 2/97)**

Es mutet schon komisch an: Da hat sich die nicht-parteigebundene deutsche Linke aus der wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Diskussion im größer gewordenen Deutschland weitgehend verabschiedet, und in KONKRET, dem monatlichen Organ der Restlinken, findet seit Jahr und Tag eine Debatte statt, als ginge es um die politische Macht im Lande. Ebermann/Trampert auf der einen und Kurz auf der anderen Seite sind durch ihre polit-ökonomischen Publikationen der letzten Jahre zu einem Running gag mutiert, den zu verpassen mittlerweile einem beklagenswerten Versäumnis gleichkommt. Wo kann man sich schließlich noch rhetorisch so einnebeln lassen, daß einem Hören und Sehen vergeht?

Wissenssoziologisch ist das, was zwischen den Akteuren geschieht, in keiner Weise überraschend: Politische Publizisten, die ihre Erzeugnisse auf den Informationsmärkten verwerten müssen, müssen Duftmarken hinterlassen. Diese Duftmarken müssen um so kräftiger ausfallen, je geringer die Kaufkraft auf den politischen Nischenmärkten ausfällt. Da darf vor nichts haltgemacht werden, auch nicht vor einer Denunziation des Publikums, dem Robert Kurz gerade noch den »Intelligenzgrad von CrashTest-Dummies« zubilligen mag - gemeint ist selbstredend das Publikum von Ebermann und Trampert. Diese rücken wiederum all die Teile der publizistischen Öffentlichkeit, die die Gegenposition einnehmen, in den Dunstkreis der ewig Unverbesserlichen, die ihre deutschnationalen Attitüden nicht zu überwinden vermögen.

. Die Debatte zwischen Ebermann/Trampert und Kurz ist durch zwei methodische Mißverständnisse gekennzeichnet. Zum ersten haben sich die Kontrahenten nicht darauf verständigen können, auf welcher Ebene von kapitalistischer Reproduktion die jeweils getroffenen Aussagen überhaupt gelten sollen. Ebermann/Trampert bauen ihre Argumentation für den bundesdeutschen Reproduktionsraum auf und versuchen die als ökonomische Globalisierung bezeichneten Vorgänge innerhalb dieses Bezugsrahmens zu interpretieren. Kurz dagegen läßt sich auf diese Ebene nur zum Zwecke der Illustration ein und entwickelt seine Argumentation mit Blick auf das abstrakte Weltsystem: »Der Mehrwert ist eine gesamtkapitalistische Kategorie. Das einzelne Unternehmen und die einzelnen Nationalökonomien realisieren nicht den Mehrwert, den unmittelbar >ihre< Lohnarbeiter produzieren, sondern denjenigen Anteil am gesamtkapitalistischen Mehrwert, den sie auf dem Markt qua Konkurrenzfähigkeit mitnehmen können.« Der deutsche Fall kapitalistischer Akkumulation und Profitaneignung läßt sich so allein auf der Ebene des kapitalistischen Weltsystems, also im Rahmen weltweiter Produktion und Aneignung von Mehrwert verstehen.

Mit dieser Differenz geht ein zweites grundsätzliches Mißverständnis einher: Sowohl Kurz als auch Ebermann/Trampert meinen, ungeachtet aller in den letzten zwanzig Jahren erarbeiteten Einsichten zum Verhältnis von Wert- und Preiskategorien im Rahmen der Marxschen ökonomischen Theorie, munter beide Kategorien gleichsetzen zu können. Wer sich in den letzten beiden Jahrzehnten nur der kleinsten Mühe unterzogen hat, die Wert-Preis-Debatte zu verfolgen, den muß es schütteln, wenn er bei Kurz liest: »Weltweit sind die Aktienindizes seit den 80er Jahren im Vergleich zur Realakkumulation um einen vielfachen Prozentsatz gestiegen, der deutsche Dax (ein netter Pleonasmus, K. H.) allein 1996 mit 28 Prozent um mehr als das Zwanzigfache der Steigerungsrate des Sozialprodukts. Und weil das so ist, mischt auch das Management von Siemens usw. bei diesem Kasinokapitalismus kräftig mit, was wiederum bedeutet, daß die Unternehmensgewinne selber zu großen Teilen gar nicht mehr >aus der Mehrwertproduktion(, sondern aus rein spekulativen Finanzmarktgeschäften stammen.«

Sätze dieser Art sind in ihrer analytischen Absurdität kaum zu überbieten: Was, bitte, erklärt der Vergleich zwischen der jährlichen Wachstumsrate des Deutschen Aktienindex und der des Bruttosozialproduktes? Und was hat das Management von »Siemens usw.« mit diesen Vorgängen zu tun? Warum machen steigende Aktienkurse aus dem Kapitalismus plötzlich einen »Kasinokapitalismus«, und wie kann aus all diesen Vorgängen begründet oder wenigstens abgeleitet werden, daß »die« (welche eigentlich?) Unternehmensgewinne zu großen Teilen nicht aus der Mehrwertproduktion, sondern aus »spekulativen Finanzmarktgeschäften« stammen? Was drängt sonst doch recht kluge Menschen zu solchen analytischen Abstürzen? Dabei ist es kein Trost, daß das Hamburger Duo es keinen Deut besser macht als der fränkische Einzelkämpfer. Auch sie montieren munter willkürlich zusammengesuchte Daten (wie etwa werden die von den deutschen Konzernen im Jahr 1995 in den Abschreibungen versteckten Profite von 400 Milliarden Mark eigentlich ermittelt?), um daraus abzuleiten, daß »90 Prozent der gesellschaftlichen Einnahmen (?, K. H.) aus der Mehrwertproduktion« und nur »ein kläglicher Rest aus der Spekulation« resultieren. Aussagen dieses Typs sind analytisch selbst spekulativ, jedenfalls dann, wenn man wie Marx mit Blick auf die Mehrwertproduktion an der Unterscheidung von produktiver und nicht-produktiver Arbeit festhalten will und im übrigen in Rechnung stellt, daß die Gleichstellung von Wert- und Preiskategorien von Marx selbst für sein Modell einer kapitalistischen Ökonomie im 1. Band des Kapital als methodische Annahme eingeführt wurde und es

geradezu grotesk falsch ist, wenn aus der Höhe des Volkseinkommens auf die Größe des produzierten Mehrwerts geschlossen wird.

Nach derlei kritischen Einwänden könnte man zur Tagesordnung übergehen, wenn die Streithähne sich nicht einen Gegenstand ausgewählt hätten, der in der Tat von überragendem politischen Interesse ist: die ökonomische »Globalisierung«. Binnen kürzester Zeit hat dieser Begriff Furore gemacht und den gut eingeführten Begriff der Internationalisierung des Kapitals verdrängt. Heute noch zu fragen, was denn Globalisierung von Internationalisierung unterscheide, kommt einem Fauxpas gleich.

Zwei Positionen lassen sich unterscheiden. Da ist zum einen die Nothingnew-under-the-sun-Fraktion, die einen mehr oder weniger großen empirischen Aufwand treibt, um ihre Behauptung der Fortdauer eines »Normalkapitalismus« zu stützen. Globalisierung ist für sie weitgehend ein Fake und in erster Linie ein Herrschaftsinstrument, mit dessen Hilfe die neoliberale Fraktion die letzten Reste eines wohlfahrtsstaatlich gebändigten Kapitalismus über Bord werfen will. Funktional gesehen ist eine solche Interpretation keineswegs abwegig: Angesichts der Konkurrenzfähigkeit der »Verzichtsgesellschaften« des südostasiatischen Kapitalismus, so FDP-Wirtschaftsminister Rexrodt, bleibe den »Wohlfahrtsgesellschaften« des Westens im allgemeinen und dem »Freizeitpark« BRD (Helmut Kohl) im besonderen kein anderer Ausweg, als die Marktförmigkeit von Ökonomie und Gesellschaft rapide voranzutreiben.

Dieser funktionale Mißbrauch des Globalisierungsbegriffes darf freilich nicht zum Anlaß genommen werden, den Vorgang als solchen insgesamt in Frage zu stellen. Genau dies ist aber üblich geworden, mustergültig nachzulesen bei Ebermann/Trampert, wenn auch keineswegs von ihnen erfunden. In der bundesdeutschen Diskussion hat diese Annahme eine lange Tradition, gepflegt insbesondere von der keynesianisch geprägten Memorandums-Gruppe und hineingetragen in das konservativ-sozialdemokratische Milieu der Parteien und Gewerkschaften. Gründe dafür gibt es zuhauf. Der wichtigste besteht in der simplen Tatsache, daß die Internationalisierung des Kapitals und die marktradikale Veränderung institutioneller (Spiel-) Regeln auf weltwirtschaftlicher Ebene seit Mitte der siebziger Jahre der keynesianischen Botschaft - Vollbeschäftigung und stetiges Wirtschaftswachstum seien politisch machbar - den Boden entzogen haben. Bei offenen ökonomischen Grenzen für alle kapitalistischen Markttransaktionen können fiskal- und geldpolitische Instrumente in ihrer Wirkung auf binnenwirtschaftliche Kreisläufe versagen und/oder einander blockieren. Würde sich die Fraktion der Leugner auf die Tatsache einer in den letzten Jahren beschleunigten Internationalisierung des Kapitals einlassen, wäre dies gleichbedeutend mit ihrer wirtschaftspolitischen Kapitulation.

Es ist daher nicht erstaunlich, daß ihr noch die dürftigste empirische Information zur Rettung ihrer Position zitierenswert erscheint. So argumentieren Ebermann/Trampert mit von Jörg Huffschmidt vorgestellten Daten, wonach die OECD-Länder Mitte der achtziger Jahre durchschnittliche Exportquoten für Produkte der verarbeitenden Industrie aufwiesen, die weit unterhalb des Niveaus der Zeit vor 1913 lägen. Die vorgestellten Prozentsätze, ihre Richtigkeit einmal unterstellt, sind jedoch schon deshalb irreführend, weil alle diese Ökonomien im Zeitraum zwischen 1913 und 1997 einen gravierenden strukturellen Wandel erfahren haben, in dessen Folge nicht länger die Produktion von Waren der verarbeitenden Industrie, sondern die des tertiären Sektors dominiert. Dieser Strukturwandel macht sich auch in den Außenhandelsbeziehungen bemerkbar, wo der grenzüberschreitende Handel mit Dienstleistungen an Tempo und Gewicht gewonnen hat. Unübersehbar ist, daß mit der vor allem im Rahmen der World Trade Organisation ausgehandelten Institutionalisierung der warenförmigen Zurichtung von Dienstleistungen ein immer größerer Teil früherer Non-Tradeables zu Tradeables wird und die Position nationaler Volkswirtschaften in der Weltwirtschaft bestimmt. Die von Ebermann/Trampert referierten Daten sind mithin belanglos.

Dennoch liegen sie nicht völlig falsch. Wählt man die kapitalistische Entwicklungsphase von 1870 bis 1913 als Referenzperiode, dann verliert die aktuelle Globalisierung viel von ihrer vermeintlichen Dramatik. Mit Blick auf die weltweiten Exporte von Waren und Dienstleistungen und ihren Anteilen am Weltsozialprodukt ist unübersehbar, daß es bis Mitte der achtziger Jahre dauerte, ehe die Quoten der Referenzperiode wieder erreicht wurden. Mit Ausnahme Japans, das bis zum Jahr 1913 dank einer rigiden Exportoffensive eine relativ hohe Exportquote zu verzeichnen hatte, weisen heute allerdings sowohl alle einzelnen OECD-Ökonomien als auch der OECD-Block insgesamt eine höhere exportseitige Weltmarktverflechtung auf als 1913. Zwei Weltkriege und die damit verbundenen Auswirkungen auf die weltwirtschaftlichen Prozesse und Strukturen haben den Internationalisierungsprozeß für längere Zeit ins Stocken gebracht. Zwar bewegten sich in der Gruppe der OECD-Ökonomien seit Mitte der fünfziger Jahre die jahresdurchschnittlichen Steigerungsraten von Waren- und Dienstleistungsexporten oberhalb der der nationalen Sozialprodukte, doch war diese Entwicklung von einer Binnenzentrierung des ökonomischen Wachstums (»Fordismus«) begleitet. Die im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise 1973/74 eingeleiteten Änderungen kapitalistischer Akkumulation haben die Gewichte zwischen Innen und Außen gravierend verschoben. Dies wird empirisch schon daran deutlich, daß seit Mitte der achtziger Jahre die Internationalisierung des produktiven Kapitals - die Direktinvestitionen - weltweit die höchsten Zuwachsraten zu verzeichnen hat.

Ein großer Teil des Streits dreht sich um diese Direktinvestitionen. Während die Nothing-new-under-the-sun-Fraktion die Rolle grenzüberschreitender Investitionen des privaten Unternehmenssektors mit dem empirischen Hinweis herunterzuspielen versucht, daß der Anteil der Direktinvestitionen an der gesamten inländischen Kapitalstockbildung sich im Durchschnitt der OECD-Ökonomien deutlich unter 10 Prozent bewegt, interpretiert die All-is-changing-Fraktion diesen Vorgang als Aufbau »transnationaler Wertschöpfungsketten« (Kurz), die die Unterscheidung zwischen Weltmarkt und Binnenmarkt hinfällig machten. Empirisch spricht zunächst einmal alles für die von Trampert/Ebermann eingenommene Demystifikationsposition, lassen die absolut wie relativ geringen Beträge der Direktinvestitionen doch starke Zweifel an der These einer ungestümen und unwiderstehlichen Internationalisierung der Produktion aufkommen. Dies gilt sogar für die Bundesrepublik. Anders als in der öffentlichen Diskussion behauptet, ist die BRD nämlich nicht erst in den letzten Jahren zum Nettoexporteur für produktives Kapital geworden. Seit zum ersten Mal im Jahr 1968 die ins Ausland gehenden Direktinvestitionen höher waren (2,2 Milliarden Mark) als die in die BRD fließenden Direktinvestitionen (2,1 Milliarden), wurde diese Nettoposition systematisch ausgebaut. In den achtziger Jahren war sie mitunter größer als heute. Dies jedoch, wie Ebermann/Trampert es tun, als Ausdruck einer nationalen Orientierung des deutschen Kapitals zu interpretieren und auf den Status der BRD als »Niedriglohnökonomie« zurückzuführen, ist denn doch kurios. Zwar haben Ebermann/Trampert irgendwo nachgelesen, daß nicht die Bruttolöhne, sondern die mit der Arbeitsproduktivität gewichteten Löhne (»Lohnstückkosten<o ein relevanter Indikator für private Standortentscheidungen darstellen. Was sie dann aber mit dieser Information anfangen, ist reichlich unseriös.

Richtig ist zunächst, daß die bundesdeutschen Lohnstückkosten im längerfristigen internationalen Vergleich eine bequeme Mittelposition einnehmen. Richtig ist auch, daß sich diese Position dem weit überdurchschnittlichen Niveau der Arbeitsproduktivität verdankt. Schlicht falsch aber ist es, daraus auf niedrige Lohnkosten zu schließen. Das Gegenteil ist richtig: Weil die BRD im internationalen Vergleich über hohe Bruttolöhne verfügt, werden in der BRD im Durchschnitt hochqualitative Produkte hergestellt, die hohe Qualifikationen von toter und lebendiger Arbeit und entsprechende Arbeitsproduktivitäten bedingen. Will die BRD diese Position international behalten, erfordert dies die gesellschaftliche Bereitschaft zu ständigen technischen und sozialen Veränderungen zwecks Steigerung der Arbeitsproduktivität. Auch auf Kosten von Arbeitsplätzen. Tatsächlich ist der entsprechende Druck noch stärker, da die Mark infolge ihrer Reservewährungs- und internationalen Kontraktwährungsrolle einem tendenziellen Aufwertungsdruck unterliegt. Das ist im Hinblick auf die Lohnstückkosten fatal, bedeutet eine Aufwertung doch nichts anderes, als daß die in Mark berechneten relativ niedrigen Lohnstückkosten in internationaler Währung relativ hoch ausfallen. Im Rahmen einer offenen Weltwirtschaft findet ein solcher Vergleichungsprozeß tagtäglich via Markthandlungen statt.*

Wenn die All-is-changing-Fraktion daher behauptet, für das private Kapital stelle der gesamte Globus und nicht nur die nationale Ökonomie den gleichsam natürlichen Akkumulationsraum dar, dann kann sie sich auf dieses schlichte Faktum berufen. Für Ebermann/Trampert ist eine solche Sicht fatal: Wenn der bundesdeutsche Kapitalismus einem solchen permanenten Vergleich ausgesetzt ist und wenn die Lohnstückkosten nur dank ständiger Steigerungen der Arbeitsproduktivität auf relativ gemäßigtem Niveau gehalten werden können, bleibt wirtschaftspolitisch als Alternative zum Neoliberalismus allein eine strikte Modernisierungspolitik. Dies ist nun natürlich keineswegs das, was sich die Hamburger vorstellen und wünschen. Allein, mit ihrer strikt ökonomischen Binnenmarktorientierung haben sie sich in eben dieser linkskeynesianischen Falle verfangen, in die sie eigentlich nicht gehören.

Gemessen an den interpretatorischen Gehversuchen von Kurz dürfen sich Ebermann/Trampert dennoch als Balancekünstler feiern lassen. Marx würde sich im Grabe umdrehen, würde er mitbekommen, wie theoretisch höchst voraussetzungsreiche und abstrakte Konzepte bei Kurz umstandslos empiristisch aufgenommen und realanalytisch mißbraucht werden. Dessen auch in der xten Auflage nicht richtiger werdende Analyse des globalen Geld- und Finanzsystems, die ihn zum Propheten eines Zusammenbruchs des Weltkapitalismus gemacht hat, ist wahrlich erstaunlich. Da redet er zum einen umstandslos von dem der Krise der realwirtschaftlichen Akkumulation sich verdankenden Aufbau eines gigantischen Kreditgebirges, um dann scheinbar fein differenziert darauf hinzuweisen, daß der statistisch zu verzeichnende Anstieg der Vermögenseinkommen nicht Einkommen aus fiktivem Kapital, sondern nur eine wachsende Aneignung von Mehrwert seitens der besitzenden Klasse indiziere. Wie steigende Profite, Krise der Realakkumulation und realakkumulationsbedingter Aufbau fiktiven Kapitals inklusive steigender Spekulationsgewinne zusammenpassen sollen, bleibt Kurzens Geheimnis. Sein wiederholtes Plädoyer für eine Überwindung des Ware-Geld-Verhältnisses klingt zwar immer wieder doll radikal, macht aber ob der dürftigen analytischen Fundierung bloß politikunfähig.

Der ursprünglich von John Maynard Keynes geprägte Begriff vom Kapitalismus als Kasino ist in den letzten Jahren nicht zu Unrecht populär geworden. Die im Zuge von Deregulierung und Liberalisierung möglich gewordenen grenzüberschreitenden Transaktionen und vor allem die durch das Financial engineering produzierten neuen Formen von Finanzanlagen haben die Verwertungssphäre drastisch verändert. Allerdings wäre es völlig verfehlt, all diese neuen Transaktions- und Anlageformen unter dem Stichwort »Spekulation« fassen zu wollen. In nicht wenigen Fällen dienen die auf den globalen Geld- und Finanzmärkten vorgenommenen Transaktionen nicht etwa der Risikomaximierung, sondern vielmehr der Risikostreuung und damit der Risikominimierung. Aber auch in den Fällen, in denen Marktakteure solide

Hedging-Strukturen verlassen und zu spekulieren beginnen, ist nicht jede individuelle Risikosteigerung mit einer Steigerung des systemischen Risikos gleichzusetzen. Das globale Geld- und Finanzsystem verfügt über ausgeprägte (wenn auch keineswegs ausreichende) selbstadaptive Strukturen und Institutionen, die Risiken prinzipiell begrenzen und unvermeidliche Entwertungsprozesse kanalisieren helfen. Darauf zu verweisen, ist kein Plädoyer für den Status quo. Es macht aber deutlich, daß der Zusammenbruch des globalen Kapitalismus aus Gründen immanenter Widersprüche keineswegs bevorsteht und es politisch sinnvoll ist, für strukturell-institutionelle Änderungen innerhalb seiner Systemgrenzen zu werben.

An solcherart Reformismus haben unsere Globalisierungs- und Binnenmarkttheoretiker selbstredend kein Interesse. Womit alles beim alten bliebe. Mit analytischer und politischer Radikalität im Wortsinne haben die Positionen der Streiter für und wider die Globalisierungsthese daher wenig zu tun. Es handelt sich um rein rhetorische Schlachten, denen angesichts der allgemeinen Trostlosigkeit ein gewisser Reiz nicht abzusprechen ist. Die allseits instrumentalisierten ökonomischen Daten stören dabei eher, stößt doch auch dem ökonomischen Laien schnell auf, daß es sich mehr um illustrative Willkür als um ernsthafte Empirie handelt. Die abzusehende nächste Kontroverse sollte deshalb von Beginn an auf solches Beiwerk verzichten.

---

* Zur besseren Begründung: Kurt Hübner, Andreas Bley: *Lohnstückkosten und internationale Wettbewerbsfähigkeit. Eine ökonomie-theoretische Studie.* Schüren Presseverlag, Marburg 1996

Konkret 04/97, S. 35

**Ralf Blendowske**

# Neoliberaler Neomarxismus

**Seit 1945, behauptet Jürgen Elsässer, hätten sich die Bewohner der Metropolen ihre Arbeitskraft viel zu gut bezahlen lassen. Mit Marx, auf den er sich beruft, hat das weniger zu tun als mit der »FAZ«**

*Das Fräulein stand am Meere*

*Und seufzte lang und bang.*

*Es rührte sie so sehre*

*Der Sonnenuntergang.*

*Mein Fräulein! sein Sie munter,*

*Das ist ein altes Stück,*

*Hier vorne geht sie unter*

*Und kehrt von hinten zurück.*

Heinrich Heine

Das Gerede vom Standort ist ein rhetorisches Meisterstück. Als Planziel gilt die gesteigerte Akzeptanz für wirtschaftsliberale Positionen. Auch Marxisten unterliegen diesem semantischen Angriff. Letztlich geht es dabei weniger um die Globalisierung als ums Geld, genauer den Geldlohn. Der sei, so tönt es unisono, zu hoch. Auch Jürgen Elsässer stimmt in dieses Lamento ein. Neu ist dabei, daß es marxistisch intoniert wird:

*Wie konnte es aber kommen, daß in den Metropolen spätestens nach 1945 Löhne gezahlt wurden, die weit über den Reproduktionskosten der Arbeitskraft lagen ? Die Linke erklärt sich diesen Vorgang entweder vulgär-ökonomistisch (die Arbeiter partizipierten an der Ausbeutung der Dritten Weit durch die Monopole) oder rein politisch (das Kapital korrumpiere die Arbeiter, um sie bei der Stange zu halten). In beiden Fällen wurde der Marxsche Ansatz suspendiert. Bei diesen phänomenologischen Betrachtungen blieb ausgeblendet, daß der Warenpreis nur unter der Bedingung um seinen Wert oszilliert, wenn es freien Markt und freie Konkurrenz gibt. Für die Ware Arbeitskraft galt das aber bis vor wenigen Jahren nicht, es gab keine weltweite Mobilität von Kapital und Arbeit, und so konnten sich Monopollöhne weit über dem Wert der Arbeitskraft halten. Unter dem Druck der globalen Wanderungsbewegungen ... brechen jetzt diese Monopollöhne zusammen, die in den Metropolen eingefrorene Verelendungstendenz beginnt wieder zu wirken.* (S. Wagenknecht, J. Elsässer: *Vorwärts und vergessen?, S. 104* f.)

Woher weiß eigentlich Elsässer, daß der Lohn weit über dem Wert der Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft liegt? In marxistischer Tradition bestimmt sich ihr Wert aus der Arbeitszeit, die zum Erhalt des Arbeitsvermögens und seiner Ausbildung nötig ist. (Von der Frage der Entlohnung von Hausarbeit sei hier ganz abgesehen.) Im Gegensatz zu anderen Waren, so betont es Marx, gehen in die Bestimmungsgründe der Reproduktionskosten der Arbeitskraft kulturelle und moralische Momente ein. Sie sind offensichtlich nicht durch ökonomische Sachzwänge fixiert, sondern hängen ab von: Machtfragen, zivilisatorischen Konventionen und dem Stand der Technologie. Ökonomisch festgelegt sind lediglich Grenzfälle: Entweder verschwindet der Mehrwert, oder der Lohn kann eine Reproduktion der Ware Arbeitskraft nicht mehr garantieren. Dazwischen pendelt sich als Ergebnis von Klassenkämpfen und der Akkumulationsdynamik die Lohnhöhe ein. Sie liegt, wenn von kurzfristigen Schwankungen abgesehen wird, weder über noch unter den Reproduktionskosten, sondern ist nur deren Ausdruck. Elsässers Verwunderung über den Umfang dieser Kosten wird er von den zahlreichen Souffleuren übernommen haben, denen diese Botschaft ein ebenso herzliches wie professionelles Anliegen ist.

Warum der frenetische Kommunist Elsässer sich so stromlinienförmig positioniert, mag folgenden Grund haben. Der Lebensstandard ist seit den 50er Jahren enorm gestiegen. Drastisch zeigt sich dies an den Formen der Mobilität. Kam man anfangs noch zu Fuß oder mit dem Fahrrad zur Arbeit, so folgte bald die Quickly und später der VW-Käfer. Insgesamt sind Umfang und Inhalt des Warenkorbes, der für den Lohn zu haben ist, drastisch gestiegen.

Eine solche phänomenologische Betrachtung blendet allerdings aus, daß über das Verhältnis der Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft zum Gewinn (vulgo: den Grad der Ausbeutung) damit wenig gesagt wird. Steigt nämlich durch die technologische Entwicklung die Einsparung von lebendiger Arbeitskraft schneller an als deren Entlohnung, so kann die Mehrwertrate gleichzeitig anwachsen. Ökonomische Ausbeutung und ein steigender Lebensstandard schließen sich nicht notwendig aus.

Daß der Warenpreis bei freier Konkurrenz um seinen Wert oszilliert, behauptet Marx unter Vorbehalt im ersten Band des *Kapitals.* Das Konzept des Produktionspreises als Gravitationszentrum der Marktpreise wird erst im umstrittenen dritten

Band eingeführt. Bleiben wir also mit Elsässer beim ersten Band und - dies allerdings ohne Marx - der fixen Idee, daß es einen quasi natürlichen Wert der Ware Arbeitskraft gibt, der sich unter idealen Marktbedingungen durchsetzt.

Bis vor wenigen Jahren soll es zu den Elsässerschen Metropolen-Monopollöhnen gekommen sein, weil es an Globalisierung mangelte. Damit fehlte die Konkurrenz, und statt eines freien Marktes wütete ein Monopol der Lohnabhängigen auf dem Arbeitsmarkt. Zunächst kann dazu gesagt werden, daß zu realen Märkten immer Monopole gehören. So wurde etwa der Kapitalismus durch ein Monopol des Eigentums an Produktionsmitteln herbeigeführt, nämlich durch die Klasse der Kapitalisten. Dieses Monopol war insofern unangenehm, weil daraus für viele bis heute der Zwang zur Lohnarbeit entstand und mit ihm der Arbeitsmarkt. Um dort zumindest einen möglichst hohen Lohn zu erzielen, versuchen die Gewerkschaften ein Angebotskartell zu organisieren. Dies gelingt bei hoher Nachfrage, etwa bei Vollbeschäftigung, am leichtesten. Nicht seit wenigen, sondern seit den 50er Jahren schon - im Blick ist nur der Zeitraum nach 1945 - reagierten darauf die Unternehmer mit dem Import von Arbeitskräften aus dem südeuropäischen Raum. So wurde das Lohnniveau in Schach gehalten. Elsässer dagegen posaunt in die Welt, daß bei den entsprechenden Tarifverhandlungen weit über den Reproduktionskosten abgeschlossen wurde.

Gleichwohl gab es Anfang der 70er ausnahmsweise zweistellige Lohnzuwachsraten. Aber die danach einsetzende Massenarbeitslosigkeit machte damit schnell Schluß. Die langweilige und unsinnige Behauptung des Redakteurs der »jungen Welt«, in der Ära seit 1945 seien die Löhne zu hoch gewesen, findet sich hinreichend in der wirtschaftsliberalen Presse. Dort werden andere Argumente für dieselbe These bemüht, aber auch andere Interessen vertreten. Wer die Dinge vom Resultat her betrachtet - Löhne runter! - , wird dann auch statt Elsässer lieber gleich die »FAZ« lesen.

Elsässers Einlassungen sind Teil eines weitgehenden Konsenses in Wirtschaftsfragen. Gemeinsam predigen heute Freunde wie Kritiker der Marktwirtschaft vom Ende des Kapitalismus keynesianischer Prägung, des Golden Age (Hobsbawm). Während Wirtschaftsliberale dies aber normativ, also eben nicht beschreibend meinen, sind Radikale Linke am Abgrund der Verelendungstendenzen immer schon einen Schritt voraus.

Konkret 04/97, S. 36

**Wolfgang Pohrt**

# Brothers in Crime

**Zum Beispiel Grosny und die Reformländer des ehemaligen Ostblocks: Wie die gesellschaftliche Herrschaft in die Gangsterherrschaft übergeht**

## Freunde

Anlaß, diesen Bericht zu planen, gab Rußlands Krieg im Kaukasus, der Ende 1994 begonnen hatte. Panzerverbände und schwere Artillerie rückten damals auf Grosny vor, zogen einen Belagerungsring um die Stadt und schossen sie zusammen. Hinsichtlich der Ursachen sind die Fachleute geteilter Meinung. Manche sagen, Tschetschenien stelle für Rußland ein »wichtiges Bindeglied zur Sicherung seiner Kontrolle über Erdöllieferungen vom Kaspischen Meer nach Europa dar« (»FAZ«, 29.8.1996). Als im Herbst 1994 ein westliches Öl-Konsortium unter Führung amerikanischer Gesellschaften die aserbaidschanischen Quellen ergatterte, habe Rußland in Tschetschenien zugegriffen, weil die Pipeline über Grosny führt. Andere Interpreten meinen, Jelzin habe ein Erfolgserlebnis gebraucht und geglaubt, in Tschetschenien sei es billig und schnell zu haben. Wieder andere weisen auf irgendwelche im alten imperialen Denken befangene Hardliner und Scharfmacher hin, die Jelzin schlecht beraten hätten. Aber Räuber rauben nicht, weil sie in den Besitz von Geld oder Wertsachen kommen möchten - wer möchte sowas nicht. Sie rauben, weil sie Räuber sind. Die allgemeinen Motive und Interessen sind stets vorhanden, aber sie erklären wenig, denn sie sind beliebig und austauschbar. Ob es um aserbaidschanisches Öl oder usbekische Diamanten gegangen war, ob die Aktion aus Euphorie oder Depression entstand, spielt für das Resultat keine Rolle.

Kriegsgrund in Tschetschenien war, daß sich Kumpane gegenüberstanden. Für beide kam nun der unvermeidliche Augenblick, wo der Streit um die Verteilung der Beute ausgetragen werden muß. Dudajew hatte Jelzin beim Zerlegen der Sowjetunion geholfen und sich selbst dafür mit einem eigenen kleinen Staat belohnt. Jelzin wiederum zeigte wenig Lust, die Gewinnbeteiligung für Mitarbeiter einzuführen, nachdem er den Kommunismus gerade losgeworden war. Als Unterhändler schickte der Boß einen Mann, der es geschafft hatte, die hochgerüstete Rote Armee auszuplündern, ohne daß es dort zu nennenswerter Gegenwehr kam. Wer soviel Talent im Abgreifen besaß, würde bloß zu Verhandlungen nach Grosny fliegen müssen und käme mit Tschetschenien im Handgepäck zurück. Vergessen wurde bei dieser Rechnung nur, daß auch der Gegenspieler seine Lehrzeit beim sowjetischen Generalstab nicht verschlafen hatte. Dudajew paßte besser auf, als Gratschow log, und fortan sprachen die Waffen.

Hinsichtlich der Destruktionsziffern gewiß kein Jahrhundertereignis, trug der Krieg im Kaukasus doch einige bemerkenswerte Züge, und das gilt noch mehr für die Reaktionen auf ihn. Wochenlang zertrümmerte schwerer Raketen- und Artilleriebeschuß immerhin eine bewohnte, nicht evakuierte Großstadt. Zivile Ziele angreifen gilt als unzeitgemäß, wenn andere Staaten als die USA (Hanoi, Bagdad) oder Israel (Beirut) die Taktik applizieren. Kam sie im ehemaligen Jugoslawien vor, gab es Medienkampagnen, Wirtschaftssanktionen, Sicherheitsratsbeschlüsse, Militärinterventionen und schließlich Anklagen vor dem internationalen Kriegsverbrechertribunal. Von alledem gab es nichts, als Grosny eingeebnet wurde.

Im Westen entstand ein wenig Verlegenheit, wie bei Eltern etwa, wenn der Lieblingssohn mal wieder im Suff die Nachbarn angepöbelt hat: Ein guter Junge, nur manchmal etwas impulsiv. Auch die Medien spielten mit. Nicht, daß Bericht und Kritik unterlassen worden wären. Doch Umfang und Plazierung beider machten klar, daß der Einspruch nur zu Protokoll gegeben werden, keine Konsequenzen haben sollte.

Was Deutschland betrifft, so tat sich Kinkel im Bemuttern hervor. Das hätte staunen machen müssen, denn jeder hatte seine Kraftsprüche noch im Ohr, unter denen die Serben zusammenzucken sollten: »Kinkel erklärte, jetzt müsse es das Ziel aller Politik sein, >Serbien in die Knie zu zwingen<. Über die Führung in Belgrad sagte der Außenminister: >Die müssen einknicken.<« »Kinkel warb für ein totales Handelsembargo und ein Ölembargo.« »In seinen Gesprächen mit EG-Außenministern betonte Kinkel, die Entscheidung über scharfe Sanktionen gegen Belgrad müsse schnell fallen: )Serbien muß merken, daß die Luft dünner wird.<« »Außenminister Kinkel schrieb an die Außenminister Amerikas, der EG-Staaten, der Mitglieder des UN-Sicherheitsrats sowie an UN-Generalsekretär Boutros-Ghali, Serbien sei international zu isolieren.«

Nun also, da es um Rußland und seinen Tschetschenienkrieg ging, hatte der strenge Mann sich der Liebespädagogik zugewandt. Mit Rüge und Strafe, so die Argumentation, erreiche man nur das Gegenteil des Bezweckten, weil Fehlverhalten von einem Mangel an Zuwendung komme. Je schlimmer der Bengel war, desto mehr davon mußte man ihm folglich schenken: »Man müsse Rußland, so Kinkel, das Gefühl nehmen, es werde isoliert, ausgegrenzt oder weggedrängt.« »Für wirtschaftliche Sanktionen sieht Kinkel zur Zeit >keine Notwendigkeit und auch nicht die Berechtigung. Es hat keinen Sinn, Rußland auszugrenzen und an die Wand zu drücken.< Europa könne es sich nicht leisten, daß Rußland sich

isoliert fühle.« »Für Tschetschenien gelte, daß >Rußland offensichtlich mit der Situation einfach nicht fertig wird<.« »Trotz des Krieges in Tschetschenien wolle die Bundesregierung ein >partnerschaftlich-freundschaftliches< Verhältnis zu Rußland aufrechterhalten, sagte Kinkel.«

Dergleichen Schönrednerei kann nötig sein, wie bei gewissenhafter Selbstprüfung jeder einräumen dürfte. Um so weniger ist man bereit, sie einem anderen durchgehen zu lassen. Zwar werden Heuchler und Opportunisten gebraucht, aber es mag sie keiner leiden. Übernimmt einer aus edlen, uneigennützigen Motiven die Rolle, die dem Darsteller statt Anerkennung und Dankbarkeit nur Verachtung eintragen wird, dann endet er als tragische Figur.

Kinkel wurde schon deshalb keine, weil die Meinungsmacher wie Kumpane reagierten: Rußland sei eben riesig und Atommacht, außerdem nicht weit. Warnend schrieb die »FAZ«, als Frankreichs Regierung eine Verurteilung des Tschetschenienkriegs durch die EG betrieb: »Wenn hier europäische Partner versuchen sollten, eine gemeinsame Politik durchzusetzen, die die Gefahr einer Rückkehr alten Widerstreits zwischen Deutschland und Rußland in sich bergen würde, könnte sich Bonn nicht ohne weiteres darauf einlassen. Deutschlands Interesse an einem guten Verhältnis zu Moskau besteht - nicht wegen Jelzin, sondern wegen der geopolitischen Bedingungen.«

Die werden angeführt, wenn Handlungen gerechtfertigt werden sollen, für die es keine vernünftigen Argumente gibt. Ob Nähe Freundschaft oder Feindschaft begründet, hängt davon ab, ob sich die Nachbarn vertragen wollen oder einander nicht ertragen können. Gewiß ist Rußland nicht weit, dazu groß und Atommacht. Noch näher und größer aber war die Sowjetunion gewesen, als an der Zonengrenze der Ostblock begann. Und nicht mal russische Panzer unmittelbar hinter dem Brandenburger Tor hinderten Regierung oder Presse in der Bundesrepublik daran, mit leierkastenhafter Unermüdlichkeit Moskaus Politiker und Militärs und die Russen überhaupt als rohe Wüstlinge anzuprangern.

Frisch aufgelegt, hätte der alte Dauerbrenner diesmal ein echter Hit werden können, weil der Tschetschenienkrieg unabhängig von seiner politischen Bewertung eine Provokation des ästhetischen und moralischen Empfindens war. Der bullige Jelzin mit der Bärenstimme, wie er zu Silvester leicht weggetreten und blöd grinsend sein Sektglas hob, während sich im Zentrum Grosnys die Leichen türmten; der Beraterstab des Präsidenten, so abstoßend, steif und ausgestopft wie die Kommissare im antikommunistischen Agentenfilm; ein Verteidigungsminister, der nicht nur log, sondern auch noch wie ein Lügner aussah; schließlich die Soldaten, halbe Kinder meist, aus deren Auftreten der Fatalismus und die Resignation von jahrhundertelanger Leibeigenschaft sprachen - all dies formte sich zu einem Bild, wie die antirussische Haß-Propaganda es von ihrer Lieblingsfigur gezeichnet hatte. Nur waren es diesmal die Russen selbst, die den verlogenen, versoffenen, korrupten, brutalen Iwan spielten, als träten sie in einem nationalsozialistischen Propagandastück auf, das man wegen Volksverhetzung verbieten müßte.

Selten boten eine Nation und eine Regierung sich dem Publikum als geeigneteres Haßobjekt an, selten war der gesellschaftliche Bedarf danach so groß. Saddam langweilte, Gaddafi schwieg, Honecker war gestorben, die Serben waren ausgelutscht. Abwechslung hätte gut getan - wenigstens mal ein neuer Feind, um die Leute aufzumöbeln, wenn es im eigenen Lager schon nichts Spannenderes gab als die ereignisarmen alten Stasi-Geschichten und den stetigen Anstieg der Arbeitslosenzahlen. Trotzdem verstrich die Gelegenheit ungenutzt, nicht mal die Hinterbänkler von der Opposition ergriffen sie, um risikolos ein bißchen Publicity zu bekommen. Die Gründe dafür gaben Rätsel auf, analytisch war nicht mal der Zipfel einer Lösung zu fassen. Dafür tauchten aus der Erinnerung bestimmte Bilder auf. Als Kinkel einmal seinen russischen Amtskollegen besuchte, der damals noch Kosyrew hieß, brachte die »Stuttgarter Zeitung« (21.12.93) unter dem Titel »Im knietiefen Schnee kommen zwei Männer sich näher« den folgenden Bericht: »Nach stundenlangem Schwitzen in der Sauna des noch zu kommunistischer Zeit zu einer Touristenunterkunft umfunktionierten Prokowskij-Klosters in der altehrwürdigen Stadt Susdal mußte er sich mit seinem russischen Amtskollegen Andrej Kosyrew zu nächtlicher Stunde in den frostigen Schnee werfen, wie es so Brauch ist. ... Mit >jeder Menge Bier< ging danach ein Tag zu Ende, den Kinkel, nach eigener Aussage, so schnell nicht vergessen wird.« Vielleicht benehmen sich Gangster wirklich so. Zumindest glaubt jeder Kinogänger, daß sie es täten, und dafür gibt es Gründe. Im Bündnisfall müssen Bandenbosse ein sehr persönliches Verhältnis zueinander pflegen, gleichsam als stabilisierende Komponente der Beziehung, weil deren sachliche Seite keine Kontinuität stiften kann. Das sachliche Interesse, welches die Kumpane zusammenführt, trennt sie auch. Denn jeder behielte den Nutzen, den er aus der Verbindung mit dem anderen zieht, gern für sich allein, und kein Rechtsverhältnis setzt diesem subjektiven Willen objektive Grenzen.

Daß vorenthaltene Anteile an der Beute im Unterschied zu vorenthaltenen Gewinnanteilen nicht einklagbar sind, ist aber nicht das einzige Problem für die Chefs. Sie brauchen Vertrauen, sie brauchen Freunde, denn sie stehen nicht nur außerhalb der Gesellschaft, sondern kraft ihres Ranges auch außerhalb der Bande, die sie anführen. Sie müssen sich einsam und ausgeliefert fühlen, ohne den Trost, sie wären einsame, weil verkannte Helden, denn ihre Motive sind nicht heroisch, sondern gemein. Über den jederzeit drohenden Mißerfolg hilft ihnen keine gedachte himmlische oder transzendentale Appellationsinstanz hinweg, weil sie kein Rechtsbewußtsein besitzen.

Die daraus entstehende Gemütsverfassung sprach Kinkel mit der Empfehlung an, Rußland das Gefühl zu nehmen, es werde »isoliert, ausgegrenzt oder weggedrängt«. Davor haben die Bosse panische Angst. Don Antonio Calderone, ein geständiger

ehemaliger Mafioso, hat Pino Arlacchi erzählt, welche Reaktionen es bei einem Dritten schon auslösen kann, wenn zwei sich ohne sein Beisein nur unterhalten: »Das Mittagessen dauerte lange. Nach einer gewissen Zeit setzten sich Coppola und Riina etwas beiseite und unterhielten sich länger miteinander. Als Badalamenti von dem Gespräch erfuhr, wurde er Coppola gegenüber sehr böse und wollte sogar Maßnahmen gegen ihn ergreifen.« Insiderberichte über die sowjetische Nomenklatura beschreiben das gleiche Phänomen. Komplementär zur Kumpanei herrschte dort »das ständige Gefühl der Einsamkeit, das jedem Nomenklaturisten eigen ist«. Er »fühlt sich selbst wie ein Wolf in einem Rudel von Wölfen - zwar unter den seinen, aber dennoch einsam und bedroht« (Voslensky). Die ständigen Solidaritätsbekundungen, Freundschaftsbeteuerungen und Bruderküsse sollen vergessen machen, daß die Kollegen »wie Ratten« sind. Wenn »sie merken, daß einer der ihrigen schwach wird, stürzen sie sich alle auf ihn und fressen ihn auf« (Voslensky). Derlei Überlegungen im Hinterkopf, kann man die Zeitung ohne Häme lesen. Die Schnulzen im politischen Teil drücken einen Gesellschaftszustand aus, worin alle Einzelnen so schwach geworden sind, daß selbst die Machthaber einflußreiche Freunde brauchen. Am 18. März 1995 zitierte die »FAZ« Jelzin mit der Auskunft: »Ich würde sagen, daß ich mit Helmut Kohl häufiger telefoniere als mit jedem anderen Politiker in der Welt. Wir sind echte Freunde. « Das sind sie alle - als Gorbatschow noch am Ruder war, duzten »Helmut« und »Michail« einander. Wenn sich Jelzin mit Clinton trifft, fällt Reportern das »freundschaftliche Verhältnis der beiden Präsidenten, die >Bill und Boris(-Atmosphäre« (»FAZ«, 22.3.96) auf. »Bill und Boris« klingt wie »Max und Moritz«. Das Schlingelhafte drückt sich aus in der Physiognomie, denn oft wird Politikern heute jungenhafter oder lausbübischer Charme bescheinigt. Die öffentlich inszenierte Kumpanei hochrangiger Personen gefällt der Menge, weil die Verbrüderung zu schlimmen Streichen jene Stärke verspricht, welche die schwachen Einzelnen entbehren.

Kaum verwunderlich daher, daß Kohl vor dem Bundestag seinen Verzicht auf jegliche Kritik am russischen Tschetschenienfeldzug mit dem Argument rechtfertigen konnte, einen in Bedrängnis geratenen Freund öffentlich zu rügen sei Verrat. Und es stimmt, daß man von einem echten Freund keine moralphilosophischen Vorträge, sondern praktische Hilfe und bedingungslose Unterstützung in schwierigen Lebenslagen erwartet, wie sie entstehen, wenn einer sich beim Griff in die Portokasse erwischen ließ.

Festgehalten zu werden verdient zwar, daß man im Falle Tschetscheniens gelegentlich von Separatismus sprach, oft von der »abtrünnigen Kaukasusrepublik«, nie von der »nach Unabhängigkeit strebenden jungen Demokratie«; daß Dudajew die Verletzung demokratischer Spielregeln angekreidet wurde, während Jelzin großes Lob bekam, als er das eigene Parlament unter Beschuß nehmen und stürmen ließ; daß der Feldzug gegen Tschetschenien als innere Angelegenheit Rußlands betrachtet wurde, nicht als eine großrussische Aggression; daß Rußland durfte, -was Jugoslawien verboten worden war, nämlich den Streit ums Hoheitsgebiet mit militärischen Mitteln austragen.

Ein halbes Jahrzehnt lang hatte der Westen dafür gesorgt, daß jede Bande, wenn sie nur ein bestimmtes Territorium kontrollieren konnte, von der UN-Vollversammlung das Prädikat »souveräner Staat« bekam. So waren Mazedonien und Kroatien entstanden, Slowenien und Bosnien-Herzegowina, Tadschikistan und die Ukraine, und viele andere mehr. Nun aber, wo es um Unterstützung für einen Kumpanen ging, war keine Rede mehr vom Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Den gleichen Personen, die jegliche Gewalt als Mittel der Politik fortan und für immer hatten geächtet wissen wollen, fiel wieder die Geschichte ein. Im Hinblick auf Tschetschenien enthielt sich Clinton, als er zum G 7-Gipfel im April 1996 nach Moskau gekommen war, »direkter Kritik und schien das russische Vorgehen mit Hinweis auf den amerikanischen Bürgerkrieg zu rechtfertigen. >Die Vereinigten Staaten vertreten die Ansicht, daß Tschetschenien ein Teil Rußlands ist.( In Amerika habe es einen Bürgerkrieg gegeben. Damals habe Präsident Lincoln erklärt, daß kein Staat aus den Vereinigten Staaten ausscheiden könne« (»FAZ«, 22.4.96).

Doppelzüngigkeiten und Parteilichkeiten gehörten zwar stets zur Politik, weil deren Elemente einerseits Prinzipien sind, andererseits Interessen. Die beiden so ausschauen zu lassen, als ob sie sich in Übereinstimmung befänden, ist ein Kunststück, das selten perfekt gelingt. Nicht das Scheitern der Rechtfertigungsbemühungen war also neu. Neu aber war, daß die Bemühungen gar nicht ernsthaft unternommen wurden und in der Bundesrepublik der heikle Job einem Mann vom rhetorischen Format eines leicht beschränkten Dorfpolizisten überlassen blieb. Kinkel war keine Panne im System, sondern das System selbst, wie schließlich Kohl mit seinem demonstrativen Verzicht auf jeden Versuch bewies, den Schwenk in eine Übereinstimmung mit der Linie zu bringen.

Die Klassengesellschaft braucht - das bescheinigen ihr sogar die Gegner – an der Spitze nicht Freunde, sondern Idealisten, weil sie sich selber zum Verein freier und gleicher Einzelsubjekte idealisieren muß. Zu folgern wäre daraus, kein demokratischer Politiker könne sich die offene Preisgabe moralischer Prinzipien leisten. Er würde sonst die Fiktion zerstören, welche die Geschäftsbasis der bürgerlichen Gesellschaft ist, und aus gekränktem kollektiven Narzißmus liefen ihm die Anhänger weg. Im Widerspruch zu allen diesen Annahmen stießen weder Kohl noch seine Kollegen im Ausland auf Protest, als sie sich zu Kumpanen Jelzins machten. Sie sparten nicht mit guten Worten, und sie unterstützten den russischen Präsidenten mit riesigen Summen, denn der Tschetschenien-Krieg hatte nicht nur 80.000 Menschen das Leben

gekostet, sondern außerdem eine Menge Geld.

**Reformländer**

Seit der Ostblock nicht mehr existiert, entstand an gleicher Stelle ein Freiland-Soziallabor. Der Experimentierkasten ist nach allen Seiten offen, und so geht die Artenvielfalt gesellschaftlicher Daseinsformen, die dort entwickelt und getestet wird, auch gleich um die Welt. Keiner muß eigens Rußland oder Rumänien bereisen, wenn er auf dem laufenden bleiben will. Auffallend ist, daß die Prototypen nicht neuartig wirken, die Banden zum Beispiel, die aus verarmten Dorfgemeinschaften in den Karpaten hervorgegangen waren und nun in der hochindustrialisierten Bundesrepublik zwischen Autobahnzubringer und Naherholungsgebiet das strapaziöse, gefährliche Leben von Beton-Nomaden führen, deren Beute schwere Tresore mit wenig Inhalt sind.

Man brauchte diese Banden nicht, um zu wissen, daß die Zivilisation die Wildnis reproduziert. Schon Balzac kannte das Phänomen, als er über entlassene Sträflinge schrieb: »Paris ist für sie, was der Urwald für die wilden Tiere ist«, der einzige Ort, »wo diese Unglücklichen sich verbergen können.« Unterschlupf für die einen bedeutet Unsicherheit für die anderen, und so »tauchte die Angst, welche die Listen feindlicher Stämme in der Tiefe der amerikanischen Wälder verbreiten und deren Cooper sich so vortrefflich bedient hat, die kleinsten Einzelheiten des Pariser Lebens in ihre Poesie.« Wanderarbeiter aus dem Osten, die billig als Tagelöhner anzuheuern sind, von der Straße weg, wo sie wie im Rotlichtviertel auf Kundschaft wartende Prostituierte stehen, weshalb für diese Variante der Bereitstellung von Arbeitskraft sich im Volksmund der Name »Polenstrich« eingebürgert hat, ähneln den Gestalten, die John Steinbeck in seinem Roman *Früchte des* Zorns aus den 30er Jahren beschrieb, jenen von Großbanken enteigneten und vertriebenen amerikanischen Kleinbauern also, die nach langem Treck halbverhungert Kalifornien erreichen, wo der Arbeitsmarkt wie eine Viehauktion funktioniert.

Aber die Erinnerung an Romanfiguren erklärt nichts, sondern ist selber erklärungsbedürftig, sie wirft die Frage auf, welche Bewußtseinsschicht empfänglich gewesen war für jene Romanfiguren und woran sie sich gebildet hatte. Es kann das Durchschimmern der Tatsache gewesen sein, daß seine Arbeitskraft verkaufen seine Haut zu Markte tragen heißt, und moderne Tarifverträge im Maße, wie sie die Rechtlosigkeit und Ohnmacht des Einzelnen verhüllen, den Schrecken nicht auflösen, sondern eine diffuse Unheimlichkeit erzeugen, etwa so, wie die in der hintersten Kellerecke versteckte Leiche auf die Stimmung im ganzen Haus drückt.

Teilt man im Urlaub an der türkischen Riviera das Quartier mit Russisch sprechenden Gästen, so sind es meist massige, durchtrainierte, übermäßig Rasierwasser benutzende Männer, mit viel Gold behangen wie die Frauen auch, die nach Aufmachung und Habitus in billige Amüsierviertel passen würden. Die Typologie des frühen amerikanischen Gangsterfilms - der grobschlächtige, aufdringliche, laute Gewaltmensch, der Gorilla mit den rohen Gesichtszügen - ist das unvermeidliche Wahrnehmungsschema. Jeder besitzt es, weil man keinen wirklichen Gangster gesehen haben muß, um den Typus zu kennen, der eine nur verdeckte, aber nie wirklich abgetragene Schicht im neuzeitlichen Subjekt als solchem bildet, so daß der Diebstahl, »wenn man das menschliche Herz mit der Lupe untersuchen will, beim Mann fast als eine Naturveranlagung wahrzunehmen ist« (Balzac).

Ob er nun in der Realität existiert oder ersatzweise in der Phantasie, der Gangster als Typus ist die Inkarnation von Eigentumsverhältnissen, die mit der Formel, daß Arbeit Reichtum schaffe, nicht erklärt werden können, also unheimlich bleiben und Anlaß geben zu dem Verdacht: »Das Geheimnis des großen Vermögens unbekannter Herkunft besteht in einem Verbrechen, das vergessen ist, weil es sauber durchgeführt wurde« (Balzac). Die Affinität zwischen den Neubildungen sozialer Daseinsformen im reformierten Osten und der abendländischen Tradition drückt sich schon in der Namensgebung aus, im Wort von der Russen-Mafia, welches die zeitgenössischen Verbrecher in eine Ahnengalerie stellt, die weit ins letzte Jahrhundert zurückreicht, weiter als die Geschichte Deutschlands. Damit gemeint ist keine Organisation, sondern ein Phänomen, das viel zu schnell allgemeine Verbreitung gefunden hat, als daß es von zentraler Stelle aus hätte gebildet werden können. Sogar in den USA kommt es vor, laut FBI gehören dort 4.000 Personen zu Gruppen russischer Krimineller (»FAZ«, 2.2.96).

Man liest, die russische organisierte Kriminalität sei aus der Schattenwirtschaft entstanden, dem illegalen marktwirtschaftlichen Sektor innerhalb der Planwirtschaft. Der habe seit Gorbatschow offen geduldet und sogar gefördert werden müssen, um die Versorgungsengpässe der Planwirtschaft zu überbrücken, logischerweise, weil das kommunistische System aus objektiver Notwendigkeit zur überlegeneren Marktwirtschaft führe. Meist glauben das Autoren, die so lange in den Sowjetkommunismus verbissen gewesen sind, daß sie die deterministische Denkungsart ihres Lieblingsfeindes übernommen haben.

Aber das Plagiat teilt alle Schwächen des Originals, und außerdem setzt der Begriff Schattenwirtschaft voraus, daß eine Sonnenwirtschaft existiert hatte, eine der offiziellen Doktrin entsprechende Wirklichkeit. Wo dieser Kommunismus gewesen war, erscheint desto rätselhafter, je mehr man über die Verhältnisse in der SU erfährt. Was Schattenwirtschaft genannt wird, waren die heimlichen Unternehmungen des Machtapparats selbst. Die Diebe und Schieber waren dies kraft

Amtes, und sie sind es heute noch. Denn in Rußland gelang, wie Ljew Timofejew schrieb, das Kunststück, »die Staatsdoktrin zu wechseln - und dabei die Macht in den gleichen Händen zu belassen, in denen sie sich auch früher befand«.

Mit den Details des Herrschaftssystems ließen sich Bände füllen, aber das Prinzip war furchtbar einfach. Fuhr etwa der frühere Vorsitzende des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Moldawiens nach Moskau zu Besuch, so schleppte er, wie er vor Gericht gestand, lastwagenweise Geschenke mit, ins »Ministerium für Leichtindustrie und ins Innenministerium, in die Zollhauptverwaltung und das Hauptversorgungsamt und sogar - gräßlich, es zu sagen - bis zum Generalstab der Sowjetischen Armee und in das Sportkomitee.« Ganz zwanglos ergibt es sich dann, daß Leute plötzlich eine nationale Identität bei sich entdecken, die sie nie besessen hatten. Im Konflikt zwischen Teilen des korrumpierten Machtapparats, also wenn bei den Geschenken geknausert wurde, pocht nämlich die zentrale Clique aufs Gesetz. Mißliebig gewordenen Provinzfürsten wird Schieberei vorgeworfen.

Die regionale Clique wiederum verteidigt sich, indem sie den Korruptionsvorwurf als Angriff der Zentralregierung auf die regionale Autonomie interpretiert. Zu Hilfe kommt ihr dabei, daß im lokalen Herrschaftsverband unter kommunistischem Etikett ein weit verzweigtes Klientelsystem überwintert hatte. Außerdem kann sie die Straße mobilisieren, weil sie zuverlässige Claqueure hat, die Studenten nämlich, die sich schützend vor die Reformkräfte stellen und das Recht auf Selbstbestimmung gegen die Hegemonialmacht verteidigen helfen. Andrei Waksberg beschreibt die Hintergründe: »Die Jugend und die Studenten sind stets die sensibelste, am leichtesten aufzuwiegelnde Gesellschaftsschicht; sie reagiert empfindlich auf jede >Zündladung<. In Kasachstan, vor allem in Alma-Ata, bestand die Studentenschaft fast ausschließlich aus Proteges der Mafia: aus Kindern von Parteiapparatschiks und anderen Funktionären, aus Sprößlingen von Familien, die ihre Söhne und Töchter mit Hilfe von Mafiabeziehungen und gegen fabelhafte Bestechungsgelder an den höheren Lehranstalten untergebracht hatten. Der Preis eines Studentenausweises, vor allem, wenn das Diplom eine Arbeit im Ausland verhieß, war zuerst auf 40.000 und dann auf 60.000 Rubel angestiegen.«

Von den 5.000 Verbrechergruppen, die zum Zeitpunkt der Auflösung der Sowjetunion existierten, wie Elfie Siegl unter Berufung auf einen kompetenten Gewährsmann in der »FAZ« vom 4. März 1995 schrieb, waren viele als Volksgruppen organisiert, weshalb der in Deutschland arbeitende Zweig der Russen-Mafia sich noch einmal unterteilen lasse in »Aserbaidschaner, Tschetschenen, Armenier, Georgier und Juden«, die hier, wie hinzugefügt werden darf, auf Kurden, Türken, Kolumbianer, Sizilianer, Albaner, Rumänen, Polen, Serben. und Kroaten stoßen, so daß die Unterwelt der Uno ähnelt oder umgekehrt. Es hat sich ergeben, daß die Namen der nach Unabhängigkeit strebenden oder unabhängig gewordenen Völker stets eine doppelte Bedeutung besitzen, sie bezeichnen das Staatsvolk wie die Verbrecherbande.

Mit dem Wort von der »Vereinigungskriminalität«, das so häßlich bürokratisch klingt, ist der deutschen Sprache ein Treffer geglückt, denn völkisches Erwachen, Kampf um nationale Souveränität, Streben nach regionaler Autonomie sind stets mit der Bandenkriminalität verflochten, wie das Beispiel der bosnischen Regierung zeigt, deren Exekutivorgan anfangs die Unterwelt von Sarajewo gewesen war, weil andere bewaffnete Kräfte nicht zur Verfügung standen. Es ließe sich ebenso auf das sizilianische Beispiel verweisen, wo die Mafia unter dem Schutz des regionalen Autonomie-Status operiert, welches der Zentralregierung nach dem Krieg mit der Drohung abgetrotzt worden war, andernfalls werde man sich für die Trennung von Italien und die Angliederung an die USA entscheiden. Und in der Kommunalverwaltung von Orten an der Côte d'Azur spielen Korruption und organisiertes Verbrechen erst seit der Verwaltungsreform eine Rolle, welche den Gemeinden größere Entscheidungsbefugnisse gab, logischerweise, weil Entscheidungen, die in Paris getroffen werden, von der örtlichen oder regionalen Unterwelt nicht zu beeinflussen sind.

Je mehr die rivalisierenden Banden sich wie Hoheitsträger verhalten, eine desto größere Rolle spielt naturgemäß die Gewalt. So wurden in Rußland, wie Elfie Siegls Gewährsmann erzählt, Anfang 1985 bereits 85 Prozent der russischen Wirtschaft von Schutzgelderpresserbanden kontrolliert, einem zentralen Segment der russischen Gesellschaft nach der Liberalisierung, und einem besonders ins Auge fallenden obendrein: »Die Chefs der Raketjory-Brigaden, die oft tausend oder mehr Mitglieder haben und Filialen in mehren russischen Städten unterhalten, machen heute neben den Ikonen- und Antiquitätenschmugglern, den illegalen Exporteuren von Rohstoffen, den Zuhältern und Drogenhändlern einen großen Teil der neuen russischen Reichen aus. Sie stellen ihren Reichtum im In- und Ausland frech zur Schau.«

Zu verstecken brauchen sie sich jetzt nicht mehr, zumal sie Verbindungen zu den Amtsträgern an den zentralen Schaltstellen besitzen. Laut FBI reichen die Hintermänner der Russen-Mafia bis ins Moskauer Parlament, und zu den erfolgreichsten Unternehmern des russischen Banden-Kapitalismus - ein anderer Ausdruck für die gleiche Sache - dürfte der frühere Verteidigungsminister zählen. Angeblich verfügt der Schlächter von Grosny über vielstellige Millionenbeträge in Dollar auf seinen privaten Nummernkonten bei Schweizer Banken, wo, wie man glaubt, auch Gelder des Kali- und des Medellin-Kartells lagern, wo Marcos, Duvalier, Bokassa und Mobutu schon ihren Notgroschen deponierten, so daß die russische Elite beim Abheben in standesgemäßer, durchaus westlicher Gesellschaft verkehrt, in Gesellschaft all jener monströsen Kreaturen, die von der kapitalistischen Entwicklung schon hervorgebracht worden sind.

Redaktionell gekürzter Vorabdruck aus Wolfgang Pohrts Buch *Brothers in Crime. Die Menschen im Zeitalter ihrer Überflüssigkeit. Über die Herkunft von Gruppen, Cliquen, Banden, Rackets und Gangs,* das in diesen Tagen in der Berliner Edition Tiamat erscheint (224 Seiten, 32 Mark)

Konkret 04/97, S. 41

**Oliver Tolmein**

# Völkisches Gewohnheitsrecht

**Out-of-erea-Justiz in Bayern: Mit Hilfe eines Paragraphen, vor dem kein deutscher Kriegsverbrecher sich fürchten mußte, wird mehreren Serben der Prozeß gemacht**

Der Paragraph 220a, der Völkermord unter Strafe stellt, ist durch eine internationale Konvention 1948 auch in Deutschland wirksam geworden; 1954 wurde er ins hiesige Strafgesetzbuch eingefügt. Eine nennenswerte Rolle in der bundesdeutschen Rechtsprechung hat er in den 43 Jahren seitdem nicht gespielt. Insbesondere Angehörige der deutschen Wehrmacht sind nicht angeklagt worden, daß sie »in der Absicht, eine nationale, rassische, religiöse oder durch ihr Volkstum bestimmte Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören, Mitglieder dieser Gruppe« getötet, ihnen schwere körperliche oder seelische Schäden zugefügt oder sie unter Lebensbedingungen gezwungen hätten, die geeignet gewesen sind, »deren körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen«. Und während Soldaten, die im Verlauf des Vernichtungskrieges der deutschen Wehrmacht unter dem Oberbefehl Adolf Hitlers gedient, geschossen und gebrandschatzt haben, auch im Nachkriegsdeutschland zu Rang und Würden kamen, statt wegen, mindestens, Beihilfe zum Völkermord vor die Schranken eines deutschen Gerichtes treten zu müssen, sind Deserteure aus dieser Armee, also diejenigen, die sich - aus welchen Gründen auch immer - der Teilnahme an den Verbrechen entzogen oder sich ihnen widersetzt haben, bis heute nicht rehabilitiert worden.

Deutsche Soldaten sind auch nach höchstrichterlicher Rechtsprechung bis auf weiteres keine Mörder, sondern Ehrenmänner - oder wenigstens Familienangehörige, denen schon allein deswegen mildernde Umstände zuzubilligen sind: Eine Auffassung, die die drei Gewalten im bundesdeutschen Staate eint, wie zuletzt eindrucksvoll die parlamentarischen Repräsentanten des deutschen Volkes vorgeführt haben, die im Bundestag voller Mitgefühl und behaglicher Bedächtigkeit anläßlich der Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht über den von 1939 bis 1945 währenden Dienst ihrer Väter und Großväter in der Schule der Nation debattierten, über Tapferkeit vor dem Feind, Ehre, die Treue heißt, und Partisanenjagd.

Während die Klage über die tragischen Geschicke der Deutschen und die Einfühlung in das bittere Los ihrer irgendwie nicht ganz unschuldigen, keinesfalls aber allzu schuldigen Soldaten das Bemühen, ein differenziertes Bild der deutschen Weltkriegs-Geschichte zu gewinnen, fast sechzig Jahre nach dem Überfall auf Polen den Mainstream des bundesdeutschen Kriegsverbrecher-Diskurses bestimmen, hat das Bayrische Oberste Landesgericht ein Verfahren wegen Völkermords gegen den Serben Nikola D. eröffnet: Die jüngere Weltgeschichte bedarf, soll sie sich für die Zukunft nutzen lassen, eines eher schnellen, kurzen Prozesses. D. soll im Zeitraum vom 12. April 1992 bis 25. Juni 1992 dreimal an Aktionen beteiligt gewesen sein, bei denen Muslime festgenommen, abtransportiert und erschossen worden sind. Belastet wird der Serbe ebenso wie sein gleichzeitig in Düsseldorf ebenfalls wegen »Völkermord« angeklagter Landsmann Nikola J. von Augenzeugen: Daß die Berichte der angeblich oder tatsächlich Dabeigewesenen, auch in harmloseren Fällen oft ein eher zweifelhaftes Beweismittel, gerade in den mit dem Jugoslawien-Krieg assoziierten Kriegsverbrecher-Verfahren bisweilen eher eine Fortführung des Krieges mit den Mitteln der Öffentlichkeitsarbeit sind als Mittel zur Wahrheitsfindung, hat das Den Haager Tribunal in seinen Verhandlungen bereits drastisch vorgeführt. Die deutschen Ankläger schert das genausowenig, wie sie sich davon beeindrucken lassen, daß weder der zur Verfolgung der Kriegsverbrechen einberufene Internationale Gerichtshof noch Bosnien-Herzegowina selbst sich bislang darum bemüht haben, gegen Nikola D. und Nikola J. Verfahren zu eröffnen bzw. ihre Auslieferung zu beantragen - gleiches gilt auch für die 48 anderen Serben, gegen die allein der deutsche Staat ermittelt, obwohl sie weder deutsche Staatsbürger sind noch Verbrechen an Deutschen oder in Deutschland verübt haben sollen.

Der juristische Schlüssel zu dieser Intervention ist der sogenannte Weltrechtsgrundsatz, der es den deutschen Strafverfolgern ermöglicht, auch »Auslandstaten gegen international geschützte Rechtsgüter«, deren eines das Verbot des Völkermordes ist, zu verfolgen. Das klingt humanitär und nach ziviler Weltgesellschaft. Tatsächlich aber ist die Assoziation mit deutschem Polizeistaat und Willkürherrschaft ähnlich überzeugend. »Völkermord« wird hierzulande schließlich schnell und überall verortet: in Tibet, Tschetschenien, Kurdistan, Palästina und Ruanda, um nur ein paar Beispiele aus der jüngeren Vergangenheit zu nennen. Bemerkenswerte Möglichkeiten für die weisungsgebundene Bundesanwaltschaft, deutsche Vorstellungen von Rechtsstaatlichkeit weltweit zum Einsatz zu bringen, wo es gerade paßt.

Daß das hierzulande mit Blick auf die Nürnberger Prozesse regelmäßig vielgescholtene »völkerrechtliche Gewohnheitsrecht« so nicht gemeint ist, wissen - auch wenn sie öffentlich darüber schweigen - die deutschen Juristen. Das Nichteinmischungsprinzip setzt dem Weltrechtsgrundsatz international anerkanntermaßen Grenzen und soll gerade verhindern, was derzeit hierzulande exerziert wird: die Okkupation einer jede Grenze überschreitenden Strafgewalt. Daß dadurch nämlich weniger der Gerechtigkeit zum Durchbruch verholfen wird als vielmehr einer Ausdehnung nationalstaatlicher Einflußsphären, illustriert gerade das Beispiel dieser von Deutschland forcierten Kriegsverbrecherprozesse eindrucksvoll: Alter Wehrmachtstradition folgend, werden die verbündeten Kroaten und die

befreundeten bosnischen Muslime geschont, wird die Strafgewalt allein gegen die Serben gerichtet. So wird im nachhinein die deutsche Einmischungspolitik noch durch die Justiz legitimiert.

Wie eng dabei die deutsche Rechtsprechung militärische Gewalt und Strafverfolgung verknüpft, hat der Vorsitzende Richter des Bayrischen Obersten Landesgerichts, Prießmann, am ersten Verhandlungstag seines Senats bemerkenswert offen ausgesprochen: Er räumte ein, daß es rechtsstaatliche Bedenken gegen diesen Prozeß durchaus geben könnte, allerdings müsse doch aus der Billigung des deutschen Truppeneinsatzes durch die internationale Staatengemeinschaft auf die Billigung eines juristischen Verfahrens in Deutschland geschlossen werden. Ein völkerrechtlicher Ansatz, an dem Carl Schmitt seine Freude gehabt hätte. Und Bundesanwalt Walter Hemberger, ein Jurist, der in etlichen RAF-Prozessen gezeigt hat, daß er das Prinzip des Feindstrafrechts perfekt beherrscht, wird das Seine tun, um diese Verfahren nicht an kleinlichen Beweisproblemen scheitern zu lassen. So folgt auf den Friedenseinsatz deutscher Soldaten Out of area jetzt das Kriegsgericht auf deutschem Boden. Ein bißchen Deutschland gibt es nicht. Wir haben schließlich unsere völkischen Gewohnheiten.

Konkret 04/97, S. 42

**Peter O. Chotjewitz**

# Der Lenin von gestern II

**War Stalin ein großer Staatsmann oder einer der größten Verbrecher der Geschichte? Gab es eine Alternative zu ihm? Kann man angesichts der Opfer seiner Politik noch von Verdiensten sprechen - dem Verdienst etwa, die Nazis besiegt zu haben? Schluß eines zweiteiligen Essays, mit dem KONKRET eine Stalinismus-Debatte eröffnet**

Der Hinweis auf das Schillernde des Stalinbildes gehört in der Sekundärliteratur zum Vorwort. Basseches (Bern 1950) meinte, daß es nur den »über das Irdische hinaus in himmlische Sphären« gehobenen Stalin der Sowjetpropaganda und »den kaum mit menschlichen Zügen behafteten Urquell alles Bösen« der »Gegenpartei« gebe. Dazu kommt eine erstaunliche Kontinuität der Urteile. 1966 schrieb Isaak Deutscher über seine 1949 publizierte Biographie, die 1990 auch in der DDR erschien: »Oft werde ich gefragt, ob ich denn keine Gründe sähe, meine Ansichten nach den Eröffnungen von Chruschtschow, Mikojan und anderen auf dem XX. Parteitag zu revidieren. Aber eigentlich haben doch diese Abrechnungen nichts wirklich Bemerkenswertes zu den Erkenntnissen hinzugefügt, die ich über Stalins Machtaufstieg, über seine Beziehungen zu Lenin und anderen bolschewistischen Führern, über seine Politik in der Zwischenkriegszeit sowie zur Durchführung der Großen Säuberungen und zu seiner Rolle im Zweiten Weltkrieg und danach gemacht habe.«

Deutscher meinte also, es sei spätestens 1948 eigentlich alles bekannt gewesen, und mir scheint, seine Vermutung gilt noch immer. Natürlich hat es seither massenhaft Neuerscheinungen gegeben, und in der ehemaligen SU, wo momentan Trotzki entdeckt wird, hat der Sieg der Konterrevolution nochmals zu einer Flut von Schriften geführt - von Rogowin, Plimak, Medwedew u.v.a. - , doch aus der Fülle der neuen Details ragen die alten Fragen heraus.

War Stalin ein großer Staatsmann oder einer der größten Verbrecher der Geschichte? Gab es eine Alternative zu ihm? Kann man angesichts der Opfer seiner Politik noch von Verdiensten sprechen - dem Verdienst etwa, die Nazis besiegt zu haben, oder dem, einen Haufen unterentwickelter Völkerschaften in einem industrialisierten Vielvölkerstaat zusammengeführt zu haben, der zeitweilig imstande war, Erste-Welt-Niveau anzupeilen und die Staaten der imperialistischen Multinationalen in ihren Grenzen zu halten?

Liest man Leo Sedows *Rotbuch über den Moskauer-Prozeß,* das 1936 in Paris erschien, so findet man schon sämtliche Schmutzkübel über Stalin und seine Politik, die noch heute die Debatte bestimmen. Wischinski, Generalstaatsanwalt, »Mr. Njet«, zählte Trotzkis Sohn, der 1938 in Paris *unter ungeklärten Umständen ums Leben kam* (Version eins) oder *von der GPU ermordet wurde* (Version zwei) zu den Kollaborateuren Hitlers, zu denen der Junior wiederum Papas Erzfeind und seine Staatsanwälte rechnete.

Stalin galt als Verbrecher, seit er die Anonymität des klandestinen Parteiapparats verließ und *die hervorragendste Mittelmäßigkeit der Partei* (Trotzki) wurde. Schon in den 20er Jahren erschien in der SU eine Erzählung, die sich wie Science-fiction aus einem fremden Land las: Ein hoher Militärführer, Freund des Herrschers, wird in die Hauptstadt beordert. Als er dort die Zeitung aufschlägt, liest er, daß er gekommen sei, um sich operieren zu lassen. Er beschwört den Herrscher, die Operation sei unnötig, doch der besteht darauf, im Interesse des Volkes habe er alles für seine Gesundheit zu tun. Natürlich überlebt der General die Operation nicht.

Die Geschichte war eine Anspielung auf den Tod des populären Kriegskommissars Frunse 1925, nach dem sogar eine sowjetische Stadt benannt wurde. Die Fiktion seines Todes ähnelt der des Leningrader Parteichefs Kirow, dessen Ermordung neun Jahre später den blutigen Fünfjahrplan in Gang setzte und somit noch einen Sinn ergab. Warum aber mußte Frunse sterben und warum nicht einfacher? Vom Stuhl fallen und sich das Genick brechen zum Beispiel.

Es war die Entwicklung des *Personenkults,* die schon früh zu Stalins Eignung beitrug, ihn zum Hauptschuldigen aller vermeintlichen und tatsächlichen Probleme in der SU zu machen und den Stalinismus zum Paradigma jener Formen des Sozialismus, wie sie das Land seit 1924 durchlaufen mußte. Es gab keine Alternative zu diesem Kult, doch durch ihn wirkte der Herrschaftsapparat immer wie oktroyiert und nicht wie in Demokratien oder anderen Diktaturen (Spanien, Italien, Deutschland) quasi naturwüchsig, in der Logik der sozialen Kräfte und Verhältnisse liegend und von relevanten Teilen der Bevölkerungen mitgetragen. Nur in der SU konnten sich höchste Kader als ahnungslose Opfer gerieren, die nach dem Tod ihres Chefs erst Kommissionen einberufen mußten, um zu erfahren, was mit ihrer Hilfe passiert war. In Deutschland war immer klar, daß Hitler große Teile der Bevölkerung, der Wirtschaft, der Ärzte, der staatlichen Administration etc. auf seiner Seite hatte. In den Staaten der SU dagegen mußte Stalin, so will man uns weismachen, diese erst abmurksen, um seine Herrschaft zu etablieren.

Er selbst scheint diesen Aspekt gesehen zu haben. Immer wieder findet man den Hinweis, es gebe keinen *Personenkult* in der SU, er sei den Bolschewisten fremd, da er den Prinzipien der kollektiven Führung widerspreche - so z.B. in der Festschrift zu seinem 50. Geburtstag (Berlin 1930).

Besonders erheiternd sind in dieser Hinsicht Stalins Reden, in denen er alle Huldigungen zurückweist und die anderen wegen ihrer Liebedienerei durch den Kakao zieht. Ganz typisch sein letzter Auftritt auf einem Parteitag, im Spätherbst 1952, wo er sinngemäß sagt, er habe eigentlich gar nicht kommen wollen, er wisse schon, was die anderen zu sagen hätten, es sei viel zu lang und immer das gleiche. Tagelang hat ein Stuhl für ihn leergestanden und nun, da er endlich kommt, nimmt er den mächtigen Applaus ungnädig zur Kenntnis, redet wenig und läßt die versammelte Parteiführung spüren, wie er ihren Opportunismus verachtet. »Blind seid ihr wie junge Katzen«, soll er einmal zu seinen Diadochen gesagt haben, »was wird nur aus euch ohne mich?«

Die Leitfigur, der Stalin sich verpflichtet und an deren Sarg er einen pathetischen Treueeid schwört, ist Lenin, dem er stufenweise nachfolgt. Figuriert Stalin zunächst als Lenins treuer Vasall in Tiflis und Batum (nach dem Londoner Parteitag 1903), fast überwältigt vor Enttäuschung über Lenins Einfachheit nach dem ersten Treffen (in Tammerfors 1905), enger Mitstreiter im Oktober 1917 und schon eigenwilliger Militärführer während des Bürgerkriegs, so definiert er sich nach Lenins Tod (21. 1. 1924) als dessen *treuester und bester Schüler* (Grußadresse des ZK zum 50. Geburtstag 1929) und muß ihn bald ' übertreffen, schon weil er nach Ausschaltung der Protagonisten divergierender politischer Linien Probleme angehen kann, die Lenin nur theoretisch zu behandeln brauchte, wie die Agrarfrage, die Industrialisierung, den Aufbau von Infrastrukturen und Landesverteidigung, außenpolitische Anerkennung, Rückgewinnung der an Polen verlorenen Westgebiete etc. 1929 stand Stalin auf dem Höhepunkt seiner Macht (Hilger). Die Erbstreitigkeiten, die mit seiner Rede gegen die Legende über die besondere Rolle Trotzkis beim Oktoberaufstand und seiner These von der Möglichkeit des Sieges des Sozialismus in einem Land 1924 ausbrachen, waren beendet, die Stalinisten der alleinige Sieger.

Die 1937 verfaßte Schrift *Kurzer Lehrgang der KPdSU* entwirft eine Parteigeschichte, die ohne Stalin nicht denkbar ist. Es ist die Schrift, die Schlitzohr Mao zu Stalins bester Arbeit erklärte, gerade so, als wollte er dessen theoretische Zweitrangigkeit (auch so ein Topos!) betonen. 1947 schließlich heißt es in der von Stalin mitverfaßten *kurzen Lebensbeschreibung,* d.h. der vom Marx-Engels-Lenin-Institut herausgegebenen offiziellen Stalin-Biografie: »Stalin ist der würdige Fortsetzer des Werkes Lenins, oder wie man in unserer Partei zu sagen pflegt: Stalin ist der Lenin von heute! «

Man gehe, meinte Basseches, in der SU »sehr ungeniert mit der Geschichte um«, und er belegt das anhand des Films über die Beerdigung Lenins, aus dem nach und nach bis auf Molotow und Stalin das ganze Politbüro von 1924 herausgeschnitten wurde, bis der Sarg (in der Filmfassung 1936) von Personen getragen wird, die an der Bestattung nicht teilgenommen haben.

Aber derlei Geschichtsklitterungen sind bekannt und zeigen nur, daß der Stalin-Kult uralte Wurzeln hatte. Schon im antiken Rom war es Sitte, unliebsame Personen aus der historischen Erinnerung zu tilgen. Wir finden das Reminiszenzgesetz in allen Kulturen, zu allen Zeiten, auch in der Bibel, und wahrscheinlich ist die doppelte Todesstrafe sehr viel älter. Dieser bewußte Griff ins kollektive Unbewußte ist ein Grund für den Kult, der bei Johannes R. Becher so weit geht, daß er einen Namenlosen verherrlicht. Das Gedicht ist in der von Peter Huchel redigierten Sondernummer *Becher* der Zeitschrift »Sinn und Form« (»Sterne unendliches Glühen. Die Sowjetunion in meinem Gedicht 1917-195 1 «) nachzulesen.

Die Zeugnisse ehrlicher und gut formulierter Stalin-Verehrung in aller Welt sind ein Thema für sich. Kein Staatsmann des 20. Jahrhunderts hat sich so in die Seelen der Völker eingeschrieben wie Stalin. Er hat seinen Kultus nicht erfunden. Er hat nur die Sehnsucht nach ihm benutzt und den Kult gegen diejenigen, die ihn ablehnten, natürlich auch durchgesetzt. Offenbar zweifelte er nicht daran, wirklich der geniale Übervater zu sein. Hart aber ungerecht. Allan Bullock: »Stalin war sexuell nicht so pervers wie Hitler. «

Oder?

Der erste, der bekanntmachte, daß im Kreml nicht alles mit rechten Dingen zuginge, hieß Max Eastman. Er war Mitglied der KP der USA, Professor an der Columbia Universität und schwärmte für Trotzki, den er auf einer Komintern-Tagung kennengelernt hatte. Sein Buch *Since Lenin died* erschien 1925, wurde nur ins Französische übersetzt und steht auch nur in wenigen Uni-Bibliotheken. Durch Eastman erfuhr die Fachwelt erstmalig von Lenins Testament, das seit Jahrzehnten die Magna Charta aller Stalin-Gegner ist. Die Legende über das Zustandekommen des Konvoluts lautet derzeit wie folgt: Am 22. Dezember 1922 rief Stalin die Krupskaja (Frau Lenin) an und beschimpfte sie, da er den Verdacht hatte, sie begünstige eine gegen ihn gerichtete Intrige Trotzkis. In der folgenden Nacht erlitt Lenin eine Lähmung der rechten Körperhälfte. Am anderen Morgen diktierte er den Anfang eines Briefes an den Parteitag, der im April 1923 stattfinden sollte. Schon diese Zeilen, die auch Stalin erhielt, waren ein Mißtrauensvotum, da sie Strukturvorschläge zur Verbesserung der innerparteilichen Demokratie enthielten.

Tags drauf ging Lenin, der täglich nur fünf Minuten lang diktieren durfte, in die Vollen. Von diesem zweiten Brief, der am 24. Dezember fertig war und absolut geheim bleiben sollte, gab es nur fünf Ausfertigungen, doch ist anzunehmen, daß Stalin davon erfuhr, da auch Nadeshda Allilujewa (Frau Stalin) zu den Sekretärinnen Lenins gehörte. Andererseits wurden die Papiere angeblich von der Krupskaja in den Westen lanciert.

Die Kernpunkte sind weltbekannt, ich zitiere sie trotzdem, schon weil sie zu meinen Jugenderinnerungen gehören. Richard Löwenthal, der sozialdemokratische Politologe am Otto-Suhr-Institut Westberlin, ließ sie in seinen Seminaren zur Geschichte der KPdSU auf der Zunge zergehen. Originalton Lenin 1922: »Genosse Stalin hat, nachdem er Generalsekretär geworden ist, eine unermeßliche Macht in seinen Händen konzentriert, und ich bin nicht überzeugt, daß er es immer verstehen wird, von dieser Macht vorsichtig genug Gebrauch zu machen. Andererseits zeichnet sich Genosse Trotzki ... nicht nur durch hervorragende Fähigkeiten aus. Persönlich ist er wohl der fähigste Mann im gegenwärtigen ZK, aber auch ein Mensch, der ein Übermaß von Selbstbewußtsein und eine übermäßige Vorliebe für rein administrative Maßnahmen hat.«

Interessant sind auch die folgenden Absätze, da sie weitere potentielle Nachfolger Lenins betrafen: »Ich will die persönlichen Eigenschaften der anderen Mitglieder des ZK nicht weiter charakterisieren. Ich erinnere nur daran, daß die Episode mit Sinowjew und Kamenew im Oktober (die Opposition dieser beiden Führer gegen den Beginn der Revolution im November 1917) natürlich kein Zufall war, daß man sie ihnen aber ebensowenig als persönliche Schuld anrechnen kann wie Trotzki den Nichtbolschewismus ... Bucharin ist nicht nur ein überaus wertvoller und bedeutender Theoretiker der Partei, er gilt auch mit Recht als Liebling der ganzen Partei, aber seine theoretischen Anschauungen können nur mit sehr großen Bedenken zu den völlig marxistischen gerechnet werden ... «

Das letzte Diktat, vom 4. Januar 1923, ist am härtesten: »Stalin ist zu grob, und dieser Mangel, der in unserer Mitte und im Verkehr zwischen uns Kommunisten durchaus erträglich ist, kann in der Funktion des Generalsekretärs nicht geduldet werden. Deshalb schlage ich den Genossen vor, sich zu überlegen, wie man Stalin ablösen könnte, und jemand anderen an diese Stelle zu setzen, der sich in jeder Hinsicht von Genosse Stalin nur durch einen Vorzug unterscheidet, nämlich dadurch, daß er toleranter, loyaler, höflicher und den Genossen gegenüber aufmerksamer, weniger launenhaft usw. ist.«

Lenin hatte offenbar von Stalins Schimpftirade erfahren, was auch in seinem Brief vom 5. März 1923 steht: »Lieber Genosse Stalin! Sie haben sich erlaubt, am Telefon meine Frau gröblich zu beschimpfen und ihr grobe Vorwürfe zu machen ... Ich habe nicht die Absicht, so leicht zu vergessen, was man mir angetan hat, und ich muß nicht erst betonen, daß ich alles, was man meiner Frau antut, als gegen mich persönlich gerichtet betrachte. Ich ersuche Sie daher, sorgfältig zu überlegen, ob Sie es vorziehen, Ihre Worte zurückzunehmen und sich zu entschuldigen, oder ob es Ihnen lieber ist, wenn jede Verbindung zwischen uns gelöst wird.« Der Brief, der einer Feinderklärung gleichkam, blieb zwei Tage liegen. Krupskaja war dagegen, ihn abzuschicken, und noch heute vertreten namhafte Autoren, wie Bullock, die Ansicht, es seien diese Diktate gewesen, die in Stalin eine tödliche Abneigung gegen alle ernsthaften Konkurrenten reifen ließen.

So oder so: Der Brief wurde am 7. März 1923 überbracht - nach Rücksprache mit den zwei anderen Mitgliedern des Triumvirats (Sinowjew und Kamenew). Als aber die Überbringerin eine Stunde später mit dem Entschuldigungsschreiben zurückkam, war Lenin schon nicht mehr handlungsfähig. Er hatte soeben den dritten Schlaganfall erlitten, von dem er sich nicht mehr erholen sollte.

Eastman war kein Enthüllungsjournalist, auch wenn Stalin seine Solidarität bezweifelte. »Ist der Mann überhaupt noch Kommunist?« Eastman war überzeugt, Trotzki sei einer der wenigen wahren Führer der Revolution und den Intrigen prinzipienloser Kreml-Politiker zum Opfer gefallen. Durch seine Publikation hoffte er, mit Hilfe der internationalen Arbeiterbewegung, die Position seines Idols zu verbessern und Stalins Einfluß zurückzudrängen, doch eben das war eine Fehleinschätzung. Die Internationale ließ sich unter Hinweis auf menschewistische Manöver beschwichtigen, und in der Partei führte Trotzkis Geschwätzigkeit zur Stärkung Stalins. Der Machtkampf nach Lenins Tod hatte viele Fronten, es gab keine homogene Anti-Stalin-Fraktion, und an Zielstrebigkeit konnte es kein Altbolschewist mit Stalin aufnehmen. Er stellte 1924 auf dem Parteitag die Vertrauensfrage, ließ Teile des *Testaments* intern diskutieren und wurde auch von jenen, die er später verfolgen und eliminieren ließ, Kamenew, Sinowjew, Bucharin, bedrängt, die Partei weiter zu führen.

Wann immer in der Folge Lenins *Testament* erwähnt wurde, verwies Stalin darauf, daß die zuständigen Gremien ihn i

Kenntnis der Texte wiedergewählt hätten. Trotzki dagegen leistete den erwarteten Kotau. Seine auch im Ausland verbreitete Erklärung, in der er jede Verantwortung für Eastmans Schrift zurückwies und die Indiskretion anderen Parteiführern in die Schuhe schob, legt die Vermutung nahe, daß niemand den Mut besaß, Stalins Aufstieg zu bremsen.

Aber das Problem reichte tiefer. Warum ging Lenin nicht früher gegen Stalin vor, sondern erst, als er selber schwer krank und isoliert war? Warum begnügte er sich mit Schriftsätzen, die zu seinen Lebzeiten niemand lesen sollte? War er vielleicht gar nicht entschlossen, den harten Besen gegen einen weicheren auszutauschen? Payne (Stuttgart 1967) steht nicht als einziger auf dem Standpunkt: »Doch die Schuld lag nicht bei Stalin allein. Das kommunistische System, wie Lenin es proklamierte, beinhaltete ja die Negierung der elementarsten menschlichen Moralvorschriften. Rechtmäßig war, was den Interessen der Revolution oder den flüchtigen Launen des revolutionären Diktators diente, ... und im Namen des gleichen Gesetzes mußten die Führer der Revolution einander bekämpfen, bis der Erbarmungsloseste übrigblieb.«

Über Stalin haben viele Hunde geschrieben, und viele laufen ohne Zunge herum. Heiner Müllerin *Der Horatier:* »Wer seine Schuld nennt und nennt sein Verdienst nicht/Der soll mit den Hunden wohnen als ein Hund/Und wer sein Verdienst

nennt und nennt seine Schuld nicht/Der soll auch mit den Hunden wohnen. /Wer aber seine Schuld nennt zu einer Zeit/Und nennt sein Verdienst zu anderer Zeit/Redend aus einem Mund zu verschiedner Zeit anders/Oder für verschiedne Ohren anders/Dem soll die Zunge ausgerissen werden.«

*Der Horatier* war Müllers Kommentar zum Ereignis des Jahres 68 in Prag. Da schien noch die Frage akut, ob Sozialismus nicht vielleicht ein erstrebenswertes Ziel sei, für das Stalin eben auch gearbeitet habe. Nicht nur für die Liebhaber von Kettensägenmassakern. Das Abwägen zwischen Versagen und Verdienst des Mannes, der 30 Jahre lang geherrscht hat wie ein Pontifex maximus, entfiel mit dem Untergang der SU. In *Germania 3* ist Stalin nicht mal eine interessante Bühnenfigur, Müller dagegen ein Fall für die »FAZ«. »Hitler, mein Freund von gestern. Bruder Hitler«, läßt Müller Stalin sagen. »Verbrennst du meine Dörfer. Das ist gut. Weil sie dich hassen, werden sie mich lieben. Deine Blutspur wäscht meinen Namen weiß.«

Daran stimmt nichts. Die Welt ließ die SU hängen, als Hitler bis Grosny durchmarschierte, um ans Öl zu kommen. Man kann es nachlesen im Briefwechsel mit Churchill, wie Stalin jahrelang um die Eröffnung einer zweiten Front bat. Er wollte nicht weiß gewaschen werden, sondern die Nazis zur Hölle jagen. *Die unheilige Allianz,* der *Teufelspakt* (die Anti-Hitler-Koalition), kam nur zustande, weil Hitlers Sieg Churchill und Roosevelt die Unterhosen gekostet hätte, und er zerbrach, kaum daß Stalin für seine Völker den ihnen zustehenden Anteil an der Kriegsbeute verlangte, den die USA selbstverständlich einstrichen.

Es gibt, wie es scheint, wenig gute belletristische und dramatische Literatur über den *Kremlbergbewohner.* Der Grund ist einfach: Sachbuchautoren sind fleißig, Dichter faul. Man muß bei Stalin immer eng an den Fakten bleiben, egal, ob sie stimmen. Dabei ist er wie geschaffen für eine Komödie. Stalin hat alles, was ein Schauspieler braucht, um dem Affen Zucker zu geben: kleinwüchsig, steifer Arm, bäuerlich-derb, starker Akzent, Pockennarben im Gesicht, trinkfreudig, dröhnendes Lachen, argwöhnisch, eitel, mißtrauisch, eifersüchtig, charmant, nicht ohne Gewandtheit und Tiefgründigkeit, leutselig, charismatisch, ein Muttersöhnchen mit großen Freundschaften, zwei toten Ehefrauen, einem mißratenen Sohn, mehreren Doppelgängern und vielen dummen Spielkameraden. Nie sagt er mehr als nötig, und das in einem Milieu von Schwätzern. »Wie allgemein bekannt«, behauptet er, um zu zeigen, daß jeder Einwand zwecklos sei. Geheimnisse umgeben ihn bis in die Buchtitel seiner Gegner: *Die geheime Geschichte von Stalins Verbrechen; Das Rätsel um Stalins Tod.*

Ungesichert auch Familiengeschichte und ethnische Herkunft. *Der junge Stalin* ist der typische Messias aus der Hütte, der nur dank höherer Fügung überlebt. Unklar seine Rolle in der transkaukasischen Parteigeschichte. Organisator von Raubüberfällen zwecks unerlaubter Parteifinanzierung, wenngleich mit Billigung Lenins. Ein Dutzend Decknamen. Die bekanntesten: Koba, Iwanowitsch, Stalin.

Und dann erst die Anekdoten. Sie allein würden ausreichen, jede Szene auf den Punkt zu bringen. Einmal fragten ihn die Matrosen von Kronstadt, ob sie ihre Gewehre mitbringen sollten. »Ich bin Schriftsteller«, antwortete er. »Ich würde meine Bleistifte mitbringen.« Anderntags hatten alle Matrosen einen Bleistift in der Brusttasche stecken. Oder diese: Ehrenburg und Pasternak treffen sich auf einer dunklen Straße. Pasternak hebt die Hände zum Himmel und ruft klagend: »Wenn nur jemand Stalin davon erzählen würde.« Zu der Szene könnte auch Meyerhold gehören, der ebenfalls überzeugt war: »Sie verheimlichen es ihm.«

Oder seine nächtlichen Anrufe, bei Bulgakow zum Beispiel, dessen Stück *Tage der Turbins* er sich 15mal anschaute. Bei Pasternak rief er an, und teilte ihm mit, daß Mandelstams Fall nochmals überprüft worden sei und alles gut ausgehen werde. Aufgeregt und verwirrt beendete Pasternak die Unterhaltung damit, daß er vorschlug, sich zu einem Gespräch zutreffen. »Worüber? « fragte Stalin. »Über Leben und Tod«, antwortete Pasternak, woraufhin Stalin wortlos auflegte.

Mir persönlich gefällt auch die Geschichte mit dem Blinden. Sie geht so: Stalin macht Urlaub. In der ersten Nacht kann er nicht schlafen. Ein Hund bellt. Also befiehlt er, das Tier zu erschießen. Danach schläft er prima. Anderntags beim Frühstück erkundigt er sich, ob man den Köter getötet habe. Das ging leider nicht, antwortet man ihm, da es sich um einen wertvollen Blindenhund handele, der für einen verdienten Bolschewisten eigens aus Deutschland importiert worden sei. Deshalb habe man auf die Hinrichtung verzichtet und den Störenfried lediglich deportiert. Stalin tobt, Befehl ist Befehl, und ordnet an, Herr und Hund unverzüglich zurückzuholen. Der Blinde, vor den Despoten geführt, erklärt, ohne den Hund habe sein Leben keinen Sinn mehr und bittet, ebenfalls erschossen zu werden. Als aus dem Nachbargarten ein Schuß ertönt, lehnt Stalin sich zufrieden zurück. Als auch der zweite Schuß erklingt, lächelt er sardonisch.

Ich liebe diese Anekdote wegen ihrer Facetten. Alles ist, wie es zu sein hat: Der Diktator, die Wache, der Blinde, der Hund und sogar die russische Seele. Die Episode zeigt das Moderne an Stalin. Es ist seine virtuelle Existenz. Er ist der klassische Massenmörder auf dem Thron, steht in der Tradition des asiatischen Despotismus, existiert jedoch nur in dem, was andere über ihn behaupten.

Der Unterhaltungswert der Sekundärliteratur über Stalin übertrifft alles, was an fiktiver Belletristik in meinen Bibliotheken steht. Es gibt nichts, was man ihm nicht in die Schuhe schiebt, sogar die Sabotageakte, wegen derer er *säubern läßt. Bei*

Lenins Tod soll er nachgeholfen haben, bei Frunse, Gorki, Kirow. Bei seiner Frau Nadeshda Allilujewa hat er selber Hand angelegt, aber auch ihr Tod wird in mehreren Versionen kolportiert.

Stalin: Ein endloser Krimi. Auch Wissenschaftler wie Conquest oder Bullock genieren sich nicht, auf dubiose Geheimdienstquellen zurückzugreifen. Der französische Kommunist Jean Elleinstein, der sich immerhin die Mühe machte, die Ursachen des *stalinschen Phänomens* polit-ökonomisch und außenpolitisch aufzudröseln, hält einen notorischen Märchenerzähler der US-Dienste wie Orlow für eine zitierfähige Quelle. Für Brinkmann, der eine philosophiegeschichtliche Expertise verfaßt hat (Gießen 1971), sind die zwei Trotzkis glaubwürdige Zeugen.

So viel Leichtgläubigkeit ist unbegreiflich. Die Zuschreibungen erfolgen nach dem Gänseblümchen-Prinzip. Verfasser gleicher politischer Richtung kommen dadurch zu unterschiedlichen Ergebnissen. Der eine sagt: Kirow, ja, den hat Stalin auf dem Gewissen, auch Gorki, Frunse vielleicht; der zweite sagt: Kirow ja, Gorki nein; der dritte: Lenin mit Vorbehalt, Nadeshda sicher, Gorki vielleicht, Kirow keinesfalls, Frunse bestimmt.

Am lustigsten ist es im engsten Kreis beim Volleyball. Da beschreibt Stalins Neffe Budu, wie Marschall Schukow, der Held von Berlin und Oberbefehlshaber der Roten Armee, 1947 in Ungnade fiel, weil er sich mit Malenkow darüber stritt, wie man den Ball schlagen muß. Der Marschall wird nach Odessa verbannt und erst 1955 rehabilitiert, Malenkow aber befördert und erst nach dem XX. Parteitag zur Rechenschaft gezogen.

Ein Genre für sich sind die Schriften der Nazis, die auch nach dem Zweiten Weltkrieg gepflegt wurden. Der SS-Mann Karl I. Albrecht, dessen Werke noch heute in Uni-Bibliotheken stehen, trat nach 45 in amerikanische Dienste, wurde ein Star der 1921 von dem Lutheraner Frank Buchmann gegründeten *Oxfordbewegung,* später *Moralische Aufrüstung,* und gehörte zum Cast von Caux, wo sich in den 50er Jahren der antikommunistische Geldadel traf.

Werke dieser Provenienz heißen *Der verratene Sozialismus; Ich war Stalins Gefangener; Kreml-Geheimnisse; Ich war Stalins-Agent; Hexensabbat* und betonen gerne, daß der wahre Sozialismus eine feine Sache wäre. Aber leider nicht durchführbar oder nur mit ihren Autoren. Auf dem Titelblatt sieht man eine Wand mit Einschußlöchern, aus denen Blut rinnt, davor einige Leichen, um die Hausecke aber lugt, grausam grinsend, Stalin mit Jechow, Jagoda oder sonst einem seiner Handlanger.

Was wird bleiben von ihm? Ein Film von Armin Müller-Stalin? Ein Musical mit Madonna Nadeshda? Statt einer dummen Antwort ein kluger Satz von Viktor Serge aus seinen *Erinnerungen* (Paris 195 1), die es jetzt bei Nautilus gibt: »Das einzige Problem, das das revolutionäre Rußland niemals zu stellen wußte, ist das der Freiheit. Die einzige Erklärung, die es nicht abgegeben hat, ist die der Menschenrechte. Nichts menschlich Großes wird in Zukunft geschehen, wenn dieses Problem nicht gelöst wird. «

Und ein Gedicht von Ossip Mandelstam: »Wir leben, unter uns das Land nicht kennend,/unhörbar unsre Worte auf zehn' Schritt,/und wo es reicht für ein kleines Gespräch - /wird der Kremlbergbewohner erwähnt.//Seine dicken Finger, fettig wie Würmer,/und seine Worte - wie Zentnergewichte./Wie eine Kakerlake lacht sein Schnurbart,/und es glänzt sein Stiefelschaft. //Und um ihn herum das Pack der dickhäutigen Führer, /er spielt mit den Diensten von Halbmenschen./Wie Hufeisen schmiedet Befehl um Befehl er - /dem in die Stirn, dem in die Braue, dem in die Leiste, dem ins Auge. /Welche Todesstrafe immer - es ist ein Komplott,/und breit ist die Brust des Osseten.«

Konkret 04/97, S. 46

**Pascal Beucker**

# In diesem Sinne - Hallo, Partner!

In der Türkei wurden in den vergangenen sechs Jahren 25 Journalisten ermordet. Einer von ihnen, exekutiert am 8. Januar 1996, war der 2 7jährige Metin Göktepe von der linken Tageszeitung »Evrensel«. Er hatte aber die Beerdigung zweier im Istanbuler Gefängnis Umraniye erschlagener Häftlinge berichten wollen. Die Polizei brachte ihn zusammen mit aber tausend weiteren Verhafteten in eine Sporthalle. Seine Leiche fand man später wenige hundert Meter von der Halle entfernt. Befund: Tod durch Gehirnblutung, verursacht von Knüppelschlägen. Zunächst bestritten die Behörden, daß sich der Reporter zum Zeitpunkt seines Todes überhaupt in Haft befunden habe. Auch die damalige Ministerpräsidentin Tansu Ciller behauptete, Göktepe sei nie festgenommen worden, und falls doch, sei er vor seinem Tod wieder freigelassen worden. Dann sei er entweder von einer Mauer gefallen oder von einem Stuhl gekippt. Als Dutzende von Augenzeugen berichteten, wie und wo Göktepe von Polizisten zu Tode gefoltert worden war, begründeten einige der Folterer vor einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß, warum sie Göktepe umgebracht hatten: Er habe weder die Nationalhymne auf türkisch noch den Gebetsruf auf arabisch aufsagen können. Dafür habe er »bestraft« werden müssen.

Sechs Monate nach dem Mord begann der Prozeß. Um die Öffentlichkeit zu minimieren, wurde die Verhandlung in Städte verlegt, die jeweils rund 800 Kilometer vom Tatort Istanbul entfernt sind. Zum zweiten Prozeßtag am 6. Februar kamen dennoch über 2. 000 Menschen in das zentralanatolische Afyon. Wer nicht erschien, waren die Angeklagten. Weder das Gericht noch die Staatsanwaltschaft halten ihre Anwesenheit für nötig.

Elf Polizisten sind angeklagt, direkt an der Tötung Göktepes beteiligt gewesen zu sein, den restlichen wird Beihilfe vorgeworfen. Keiner von ihnen ist in Untersuchungshaft genommen worden. Die Verteidigung ist bislang auf den Mordvorwurf gegen ihre Mandanten nicht eingegangen. Auch den Zeugen der Anklage widerspricht sie nicht. Statt dessen unterstellt sie den Tatzeugen Mitgliedschaft in kommunistischen Organisationen und Teilnahme an Demonstrationen. Göktepes Zeitung »Evrensel« wird über den Ausgang des Prozesses nicht mehr berichten können. Sie mußte - überzogen mit Strafverfahren, unter anderem wegen »Aufstachelung zum Klassenhaß« - am 31. Oktober 1996 ihr Erscheinen einstellen.

-

Konkret 04/97, S. 46

**Jürgen Elsässer**

# In diesem Sinne - Die Castoren-Festspiele

Jürgen Trittin zog das Sakko aus und Joschka Fischer die Lederjacke an, gemeinsam attackierte man die »Große Atomkoalition« und übte mit der Polizei den gewaltfreien Widerstand Im Wendland hat der grüne Mittelstand der Alt-BRD noch einmal seine eigene Jugend inszeniert, und eine Woche lang durfte die »Taz« wieder so infantil daherschreiben wie in ihrem Gründungsjahr 1979, dem Jahr des großen Gorleben- Trecks. »Irgendwie hat das einen Kick. Das sagen die jungen Sitzblockierer vor dem Verladebahnhof in Dannenberg. Was als Happening beginnt, endet in den scharfen Strahlen der Wasserwerfer«, las man etwa am 6. März, und die Autorin mit dem programmatischen Namen Constanze von Bullion war mittenmang: »Mit deutscher Gründlichkeit hat man Gruppensprecher und Abschnittssprecher eingesetzt, über Lautsprecher warnen Helfer regelmäßig vor Provokateuren, geraucht wird nur im Straßengraben - nach dem Essen, das Nachbarinnen stets zuverlässig vorbeibringen. Wenn sie nicht gerade singen. Pausenlos und immer wieder. La ola läuft durch die engbesetzten Reihen, als schließlich der Countdown beginnt. « Abschnittssprecher, Suppenküchenromantik und Happening, scharfe Strahlen und zum Schluß ein Kick - ist das nicht der von abgespaltenen Partialtrieben beherrschte Eros, der Massenversammlungen in Deutschland schon immer auszeichnete?

Wie nah der Gorleben- Widerstand am kollektiven Unbewußten der Deutschen von Anbeginn war, zeigt schon eines seiner frühesten Dokumente: Ein Aufsatz von Holger Strohm, von der »Zeit« zunächst bestellt und dann nicht gedruckt, schließlich am 12.10.1979 in der »Taz« veröffentlicht, begründete die Ablehnung des Projektes so: »In der Tat gibt es zur Zeit keine WAA in der Welt, die einwandfrei arbeitet. Daher wächst bei den Bürgerinitiativen die Verbitterung. Für sie bedeutet das Atomprogramm Holocaust. Diesmal nicht begangen an Juden wegen eines rassistischen Wahnsinns, sondern wegen eines technologischen Wahnsinns, begangen aus Gier an den eigenen Kindern und Dutzenden kommender Generationen. « Wie sehr man selbst wußte, daß das Geschwätz von einem neuen Holocaust, in dem die Deutschen die Opfer waren, der Entsorgung der Vergangenheit diente und mit realer Gefährdung nichts zu tun hatte, demonstriert Strohm mit seinen Hinweisen auf »effektivere Formen des Widerstandes«: »So wird diskutiert, zu einer bestimmten Zeit alle elektrischen Geräte im Haushalt in einem 5-Minuten-Rhythmus schlagartig aber die Sicherungen ein- und abzustellen. «

Eigentlich genial, wie sich die Deutschen bisweilen als Holocaust-Opfer halluzinieren - um dann mit »phantasievollen Aktionen« im letzten Augenblick doch noch mit heiler Haut davonzukommen. Nach diesem Drehbuch können noch viele Freiluftspiele im wendländischen Naturtheater durchgeführt werden.

Konkret 04/97, S. 46

**Werner Pirker**

# In diesem Sinne - Albanisches Trauerspiel

Das albanische Marktwirtschaftsmodell hat Konkurs angemeldet. Der große Bluff ging nur so lange gut, so lange es gut ging. Bis dahin glaubten Albaniens Volksmassen an den Volkskapitatismus, an die wundersame Eigenschaft des Geldes, sich selbst zu vermehren. Das tut es aber nur dann, wenn es anderen Leuten aus der Tasche gezogen wird. Wer der Betrogene zu sein hatte, stand von Beginn an fest. Es fand die kalte Enteignung der Bevölkerungsmehrheit durch die Lumpenbourgeoisie statt. Und nirgendwo sonst in den »vorn Kommunismus befreiten« Ländern ist der Protest der Deklassierten so schnell zur Macht- und Eigentumsfrage vorgedrungen. Weil sie die Waffe der Kritik nicht beherrschen, entschieden sie sich gleich für die Kritik der Waffen.

Das ist die gute Nachricht. Die schlechte besteht darin, daß die Dynamik der Aufstandsbewegung in keinerlei Verhältnis zu einer durchdachten Strategie, geschweige denn einer radikalen Theorie steht. Die Avantgarde des albanischen Volksaufstandes bildet die organisierte Kriminalität. Das Gangstertum von oben trifft auf das Gangstertum von unten. Derweil diskutieren weltweit linke Gelehrte aber neue emanzipatorische Modelle und werden doch immer wieder vom realen sozialen Leben bestraft. Indem sie sich aber auch dem zivilgesellschaftlichen Konsens noch verbunden fühlen, ist ihnen das Recht auf Intervention gegen die Barbarei zum heiligen Anliegen geworden. Übersehen wird dabei die Kleinigkeit, daß die Gaunereien des Berisha-Clans nur die Provinz-Posse auf ein weltweit inszeniertes Gaunerstück sind, das den großen Raubzug gegen soziale Besitzstände zum Inhalt hat.

Während in Berlin die Bauarbeiter den Reichstag stürmten, »waren deutsche Soldaten erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg in ein Feuergefecht auf ausländischem Boden verwickelt« ()Tagesspiegel<o. Und schon war der völkische Konsens wieder hergestellt. Gültig widerlegt wurde mit diesem Bravourstück neudeutscher Bandenbekämpfung auch das Gesülze friedensstiftender Menschenrechts-Interventionisten. Am 18. März 1997 durften deutsche Soldaten erstmals wieder zurückschießen, um »deutsches Leben« zu schützen. Das Comeback ist geglückt.

Konkret 04/97, S. 50

# Kunst & Gewerbe

### Schütte im Quadrat

In Frankreich vergewaltigten und ermordeten zwei Brüder zwei Schwesternpaare. Ein Fall für die Kriminalpolizei - und ein gefundenes Fressen für Wolfram Schütte: »Surrealistisch ist der vierfache Mordfall der (mutmaßlich) brüderlichen Rückfalltäter nicht nur im Lichte der mathematischen Gleichgewichtsverhältnisse, die in ihm zu Tage treten. Sondern erst recht deshalb, weil der vornehmste Heilige im Kalender der Surrealisten, der Göttliche >Marquis< (vulgo: de Sade), ja als erster Serialität, Sexualität, Mord und Mathematik aufs innigste miteinander kopuliert hat«, schrieb Schütte am 26. Februar 1997 in der »Frankfurter Rundschau« unter der Oberschrift: »2 x 2 x 2 - Mord & Mathematik«.

Furios mit Klammern, Pluszeichen, Kursivsetzungen und Anführungsstrichen feuerwerkelnd hatte Schütte früher vornehmlich Bücher und Filme kritisiert. Seine genießerische Rezension eines Kapitalverbrechens »versetzt das Grauen einer ländlichen Mordtat in eine neue Dimension« (Wolfram Schütte), die er als »merk-, wo nicht sogar denkwürdig« empfunden hat: »Aller Wahrscheinlichkeit nach haben da zwei Männer vier junge Frauen umgebracht; aber daß die Mörder Brüder waren, wie jeweils zwei ihrer Opfer Schwestern, hat die Tat weder motiviert noch wurde das Faktum von den Beteiligten ins Kalkül gezogen. Das Verbrechen hat, für den Blick von außen, dadurch nur einen >Mehrwert< an symbolischer Arithmetik produziert.«

Hat es das? Und ist es nicht auch von einem abstrakten Rahmen ästhetischer Rationalität umgeben, der mit der Irrationalität der Tat koinzidiert und »Rundschau«-Lesern Freude macht? Herr Schütte?

»Die Koinzidenz der Irrationalität der Tat mit der ästhetischen Rationalität ihres Rahmens holt das surrealistische Wunschbild des >Wunderbaren<, nämlich >das zufällige Zusammentreffen eines Regenschirms und einer Nähmaschine auf einem Seziertisch <, ins banale, nein: ins massakrierte Leben von Boulogne-sur-mer zurück. > Surrealistisch( ist der doppelte Doppelmord eines Brüderpaars an der französischen Kanalküste gewiß - genauer: >post-surrealistisch<, weil der längst historisch obsolet gewordene Romantizismus der Breton et aliud hier noch einmal mörderische Tat, also Wirklichkeit wurde (und beileibe: keine schöne Kunstfigur).«

Jetzt spinnt er im Quadrat. Vier Frauen wurden vergewaltigt und umgebracht, und in Frankfurt am Main leckt sich der Verbrechensgourmet Wolfram Schütte die Lippen, bezeichnet die Tat, als gelte es, Sterne zu vergeben, geschmäcklerisch als »exzentrisch, heterodox und solitär«, stellt Betrachtungen an über die »Gleichzeitigkeit abstrakter Harmonie- (& Zahlen-) Verhältnisse und der bestialischen Motorik der mörderischen Tat«, zitiert »Bretort et aliud« herbei und verbreitet sich über »die Serialität der mathematischen Zahlenkombination 2 x 2 x 2«, welche »diesem sinistren Sexualverbrechen seine auffällige Signatur« verliehen habe.

Vier Menschen wurden ermordet. Das sind in Wolfram Schüttes feuilletonistischem Einmaleins 2 x 2 x 2. Macht 8, »aufs innigste miteinander kopuliert« (Wolfram Schütte). Ein kleiner Mehrwert an symbolischer Arithmetik. Merk-, wo nicht sogar denkwürdig. Hauptsache, die Zeitung wird voll.

Früher war er nur verrückt. Jetzt wird er widerwärtig.

*Gerhard Henschel*

### Hochhuth gibt Kunze

Was ist eigentlich der Hochhuth für einer? Nachdem *Der Stellvertreter* 1963 noch für ein gewisses Aufsehen sorgte und auch sonst passabel war - wenngleich Adorno die Vorgehensweise, historische Abläufe an den Entscheidungen von Einzelpersonen (hier: Papst vs. Nationalsozialismus) festzumachen, einer vernichtenden Kritik unterzog - , wollte so recht nichts mehr kommen. Die Verzettelung im Tagesgeschäft gipfelte in Ephemeriden wie der Ost-West-Klamotte *Wessis in Weimar* und dem Anti-Gentechnologie-Stück *Unbefleckte Empfängnis* - beides Lehrstücke dafür, wie hechelnde Aktualität zu Lasten der dramatischen Form geht; Stücke, die zu Recht kaum ein Ensemble mehr spielen und kein Theater mehr aufführen will.

Wenn sie nicht wollen, muß man sie eben zwingen, wird sich Hochhuth also gedacht haben, als er sich im Dauerstreit um die Intendanz des Berliner Ensembles strategisch günstig als Miteigentümer der Immobilie positionierte. Wes' Brot sie essen, des' Stücke sollen sie gefälligst auch spielen. In einer Pressekonferenz gab es jetzt annähernd Klartext: Das Regietheater habe abgewirtschaftet und könne gehen; ein Theater der Autoren müsse her. Unter ausführlicher Bezugnahme auf Brecht, der zu Lebzeiten auch nicht immer seine Stücke sofort an den Mann brachte, beklagt Hochhuth larmoyant die Situation von »uns Textlieferanten«.

Weil er das so nicht stehenlassen kann, folgt, wie neuerdings immer in solchen Fällen, der Verweis auf das Nationale. In akribischer Auflistung zählt der Wessi-Spekulant nach, daß zwischen dem 22.12.95 und dem 29.1.96 an acht repräsentativen Berliner Bühnen von 190 Vorstellungen nur noch zehnmal »lebende Deutschschreibende« gespielt wurden - ein Skandal in seinen Augen, wohl mehr wegen des »deutschschreibend« als wegen des »lebend«. Als Grund wird nicht das Naheliegende, sondern eine allgemeine amorphe »Autorenfeindlichkeit« angegeben, gerade so, wie es in der Rockmusik eine allgemeine Voreingenommenheit gegenüber deutschen Texten gebe. Die Deutschrockquote heißt im Theatermetier etwas vornehmer »Autorentheater«, ansonsten sind die Parallelen zum Fall Kunze - auch was das psychologische Motiv der Erfolglosigkeit anlangt - nicht weit hergeholt. Genauso wie den linken Bands, in deren Namen zu sprechen sich Kunze angemaßt hatte, ergeht es bei Hochhuth dem Brecht: Er wird sich der schmierigen Umarmung kaum erwehren können.

*Holm Friebe*

**Biermann dichtet**

Die Ehrungen und Liebedienereien, die eine schier gleichgeschaltete Presse anläßlich der Wiederkehr von Ausbürgerung und Geburtstag ihm kredenzte, sind kaum verklungen, kaum verwunden, da ergreift der jenseits von allem bekannten Anstand gehätschelte Antikommunist W. Biermann schon wieder niederschmetternd das Wort, um in wahrlich seltener Undankbarkeit einige Kübel klapperdummer Verse - ca. 150 sind's und die »Süddeutsche Zeitung« druckte sie, fast möchte man ihr's danken, alle - über die *Journaille* zu kippen: »Ob sie loben oder tadeln/Runterreißen oder adeln/ Ob sie soffen oder pißten/Glokken läuten, Hochzeit hupen/Ob sie flotte Features pupen/Promis lecken oder beißen/Auf dich schwören oder scheißen ... « beginnt das Gedichte, in dessen Verlauf irgendwelche Journalisten, »Schweinepriester ... Schweinehunde« allesamt, als »Greise schon im Mutterleibe ... Nichtse! namenlose Wichte ... geschrumpfte Minidichter ... Halbgelernte Intellelle ... Herzlos, geistlos, ohne Eier« schwer gegeißelt werden und einen übergereimt bekommen, daß es nur so balla-ballert: »Minderwertigkeitsgepanikt/Grausam großenwahngewahnigt« seien »die Kretins von der Journaille«, »unter ihrem Schädeldach blüht Schimmel/In der Brust schlägt schlapp ein Pimmel«, und »sie beklackern Bärbel Bohley/Covergeil mit Helmut Kohley« - ja, an die Wand will er sie stellen und eine »Salve aus Gelächter« in sie »pumpen«. Oha. Schimpft gegen Zeitung - in'ne Zeitung. Gegen Minidichter - als Minidichter. Gegen »fettgepolsterte ... selbsternannte Sittenwächter« - als usw. Sage ihm bitte einer - und wenn's keiner macht, tu ich's - er nehme doch künftig bei Inkontinenz nicht Zeitungspapier. Das schmiert.

*Gerhard Nordmann*

**Diter ist krank**

Gute Autoren fangen keinen Text mit einem »daß« an, wurde neulich irgendwo dekretiert; diese Klippe wäre also umschifft: Daß Dieter Bohlen nicht ganz gesund war, wußte man schon zu Zeiten, als er noch zusammen mit einem gewissen Thomas Anders auftrat; er hatte es an der Kirsche (»Cherry, Cherry Lady«). Daß es etwas Ernsteres sein mußte, wurde klar, als er mit dem Quassel-Model Verona Feldbusch eine »Blitz-Ehe« (»Bild«) einging. Die währte nur einige Wochen und endete schließlich nach einer wenig überraschenden »Blitz-Trennung« (»Bild«) und einem schon überraschenderen »Blitz-Zurück« (»Bild«) zwar nicht in einem Blitz-, dafür aber in einem »Ehe-Krieg« (»Bild«), der in mehrere »Ehe-Schlachten« (»Bild«) oder aber auch »Ehe-Schlammschlachten« (»Bild«) zerfiel. Auch daß Dieter zum Schluß einen Schlaganfall erlitt, ist bekannt, ebenso, daß dieser allerdings nur Verona kurzfristig ins Krankenhaus brachte. Obwohl also der Krankheitsverlauf gut dokumentiert ist, hat Herr Bohlen immer bestritten, ernsthafte gesundheitliche Probleme zu haben. Jetzt hat sich der »Mega-Musik-Produzeiit« (»Bild«) endlich öffentlich und schriftlich zu seinem maladen Zustand bekannt. Und zwar in Moskau, wo Plakate für einen Auftritt Bohlens warben: »Diter Bolen«, stand da in kyrillischen Buchstaben zu lesen. Das aber bedeutet auf russisch nichts anderes als: »Diter ist krank.« Ergänzt wurde die Aufschrift mit: »Im Kreml am 8. und 9. März.« Natürlich reagierten die Moskauer auf diese Nachricht schwer verwundert bis amüsiert. Nur die Tatsache, daß »Diters« Band »Blaues System« (»Blue System«) heißt, wird sie weniger überrascht haben: Nachdem das rote verschwunden ist, sind sie es schon seit einiger Zeit gewohnt, in einem solchen zu leben.

*Christian Schmidt*

**Plakat I**

Draußen wird es wieder wärmer. Das ist insbesondere deshalb schön, weil endlich jene ekelerregende Aktion »Gemeinsam gegen Kälte - eine Million obdachlose Menschen brauchen unsere Hilfe« unter Schirmherrschaft von Roman Herzog eingestellt werden kann. Nun ist ohnehin der Bundespräsident eines zutiefst korrupten, ohne Unterlaß geldscheffelnden Staates als Speerspitze einer solchen Kampagne ähnlich glaubwürdig, als schirmherrte eine vollgeschissene Windel für mehr Sanitärhygiene.

Darüber hinaus aber bestand die Hauptaufgabe dieser Aktion offensichtlich darin, die Mauern 23 größerer Städte von Aachen bis Wolfsburg zwei Monate lang mit Plakaten vollzukleben, bei deren Anblick noch der aufrechteste Demokrat auf Plakatverbrennung sann. »Beckmann spielt Cello«, stand auf den Plakaten, denn um klarzumachen, daß wegen einer einzelnen Million Obdachloser nicht gleich ein ganzes Orchester zusammengestellt wird, suchte ein versprengter Solo-Cellist von Januar bis März die Kammermusiksäle des Landes heim. Thomas Beckmann, anscheinend ein achtunddreißigjähriger Bach-Interpret von einigem Rang, hat mit seiner Tournee 500.000 DM quasi zusammengestrichen, was statistisch gesehen jedem Obdachlosen den Erwerb von zwei bis drei ofenfrischen Brötchen ermöglicht. Doch um welchen Preis!

Monatelang hockte Beckmann auf besten Werbeflächen, kauerte mit korrekt künstlerischer Halblangfrisur und pedantisch verrutschter Fliege hinter seinem Instrument und starrte starr am Betrachter vorbei mit fernwärts gerichtetem Blick, der zu besagen schien: »Oh, diese armen Obdachlosen!« Bzw.: »Oh, wie geht nochmal die erste Note?« Resp.: »Oh, ich habe mir gerade in die Hose gepißt!« Oh, hätten sich doch Horden von Obdachlosen zusammengerottet, die Kammermusiksäle gestürmt, Beckmann von der Bühne geschleift und sein Cello versoffen' Aber dazu haben die vermutlich einfach zu sehr gefroren.

**Plakat II**

Andere Plakate müssen hingegen noch gestaltet werden. Am 20. Juni 1998 wird die deutsche Mark 50 Jahre alt. Da kein Jubiläum zu bescheuert ist, um es nicht als Anlaß für eine zünftige Fete zu nehmen, lädt die schon rein von der Namensgebung her für Expression und Eleganz bürgende Allianz von »Landesarbeitsgemeinschaft der Kulturinitiativen und soziokulturellen Zentren in Hessen« und »Bundesvereinigung soziokultureller Zentren« nicht etwa zum Geburtstagskaffee in einem soziokulturellen Zentrum, sondern gar zu einem Plakatwettbewerb.

Bis zum 20. Juni 1997 darf daher jeder, der die Grafik nicht länger zu halten vermag und bis zu 5.000 DM Preisgeld abzocken möchte, seinen Entwurf nach Hessen schicken, und zwar zu genau spezifizierten Themenkomplexen wie u.a.: -

Geld und Kultur -

Geld und Kunst -

Poesie des Geldes -

Kontinuitäten: Von der Reichsmark zur D-Mark -

Wie hältst Du's mit dem EURO

Mal ganz abgesehen davon, daß hier die wichtigen Themenbereiche »Wer hat denn die DM zum Bahnhof gerollt?« bzw. »Sag beim Abschied leise: Zahlen! « fehlen; wie sollen sie denn wohl sein, die Plakate? In den Zeitungsanzeigen, mit denen die Veranstalter für den Wettbewerb werben, steht es: »Kreativ, kritisch, politisch frech«. Schade eigentlich.

*Knud Kohr*

**Personenkult**

Was tun, wenn eine Revolution ins Vergessen gerät? Am einfachsten ist es, ihre Helden anzuhimmeln. Zum 100. Geburtstag erschien der Bildband *Durruti 1896-1996* (Edition Nautilus, 192 S., 39,80 Mark). Im Spanienkrieg 1936 unter nie geklärten Umständen zu Tode gekommen, wurde Buenaventura Durruti sofort zur Legende des Kampfes gegen Franco. Heute figuriert er als das einzige bekannte Mitglied der damals stärksten linken Gewerkschaft Spaniens, der anarchosyndikalistischen CNT. Die Edition Nautilus, die bereits die Biographie Durrutis von Abel Paz besorgte, präsentiert den Revolutionär sehr flott, ja kultig. Da trifft die tödliche Kugel auf Durruti »das Herz der Stadt selbst«, durch die »stalinistischen Amtsträger« wird die Revolution verraten, während bei der CNT alles glatt läuft: »Innerhalb der Kolonne willigt jeder freiwillig in die Disziplin ein.« Durruti persönlich leitet erfolgreiche Gegenoffensiven, er ist einfach »charismatisch und kampfentschlossen«. Alles, was ein Personenkult braucht, enthält dieses Buch. Die zahlreichen Fotos sind zum großen Teil in milchigem Grauton gehalten: Achtung! Wichtige Zeitdokumente! Das Pathos der kurzen Texte scheint den Kriegs- und Revolutionstagen entsprungen. Wer Widersprüche und Konflikte zwischen antifaschistischer Volksfront und sozialer Revolution in Spanien studieren will, nehme bitte andere Bücher zur Hand.

*Gaston Kirsche*

**Chaostage**

Bei dem Roman *Chaostage* (ZAP Verlag, Bexbach 1996, 218 Seiten, 29,90 Mark) soll es sich lt. Michael Arndt (d.i. Moses A.) nicht um die von Lindener Spezial gesponserten Festlichkeiten in Hannover handeln, nein, hier sitzen wir staunend vor einer ziemlich albernen Cover-Version von Stewart-Home-Büchern. Eine Parodie auf die Parodie, ein Plagiat des Plagiats?

Sicher, das ist jetzt chic. Aber einfach nur nervig. Wir verfolgen eine Handvoll Einfaltspinsel auf ihrem Weg, haarscharf an der Gesellschaft vorbei, hölzerne Charaktere, gleich welcher Provenienz, einen Autor, der vor seinem Hohlkopfpublikum mit der Bildung immer gleicher Satzungetüme prahlen will, und einen Handlungsablauf, der bei Schnitzlers »Reigen« noch um drei Kilo Sperma spannender ist. Da müssen wir schon ganz schön lachen, wenn dies das berühmte Outlawdasein (hüstel) vorstellen soll. Für Moses A. ist es PC-Trash, für Zurechnungsfähige eine Ansammlung trüber Kaffeesätze, in denen, bitteschön, die Sozialarbeiter unter den Rezensentenkollegen lesen mögen. Wozu es das jetzt wirklich geben muß und was daran u.U. auch noch komisch sein soll, verbirgt sich eindeutig zwischen den Zeilen. Das hatten wir doch schon mal. Ab nach drüben.

*Michael Rudolf*

**Schweigend und redend, mit gesegneten Kerzen und Zeit füreinander, muß Sinn für Gerechtigkeit und Frieden regelmäßig neu ermittelt werden.**

---

**Heinrich Fink, ehemaliger Rektor der Berliner Humboldt-Universität auf die Frage des »Neuen Deutschland«, ob wir langsamer leben sollten**

**Jede Woche muß gemeinsam »feiernd« bedacht werden, weil das alltägliche Tagewerk die Menschen trennt, in Arbeitgeber und Arbeitnehmer.**

---

**Heinrich Fink, ehemaliger Rektor der Berliner Humboldt-Universität auf die Frage des »Neuen Deutschland«, ob wir langsamer leben sollten**

**Hamburger Anthologie***

**Tja, manches Mal findet sich doch Überraschendes, rundum Irritierendes und womöglich Wegweisendes in der unverlangt eingesandten Verse-Post, wie im Fall von Jürgen Riedel aus Berlin, dessen verstörendes Buchstabenplateau verschiedene Lesarten zuläßt, ja erzwingt, allerdings wohl keine, die für irgendwelche Wesen in unserer Galaxie irgendwelche Relevanz besäße. Einzig ein gewisses Behagen verspürten wir über der Betrachtung der Zeilen »sn ive/ o 1 er a d m gel o d r ato«. Könnte es sein, daß der ahnungslose Leser aufgefordert ist, die fehlenden Zeichen, die er kennt, kreativ-eigenständig zu ergänzen? Handelt's sich hier um eine Art Kreuzworträtsel zum Selberstricken? Oder was sollen uns die nackten, vom Knochen des Worts entbeinten Buchstabenstücke bitteschön bedeuten?**

*unverlangt eingesandter Gedichte

Konkret 04/97, S. 53

**Rayk Wieland**

# Schöner klonen

»Die hysterische Angst, die die Öffentlichkeit jetzt vor der Atombombe hat oder doch ausdrückt, ist beinah ein Zeichen, daß hier wirklich einmal eine heilsame Erfindung gemacht worden ist.«
Ludwig Wittgenstein, 1946

»Aus einer einzigen Säuglingsvorhaut kann theoretisch genug Haut gezüchtet werden, um sechs Fußballfelder damit zu bedecken.«
»Spiegel« 10/97

Seitdem bekannt wurde, daß die industrielle Herstellung resp. Vervielfältigung des Menschen ins Haus steht, ist Betroffenheit und Entrüstung darüber Konsens aller Bedenkenträger weltweit. Die Unesco müsse dafür Sorge tragen, erklärte Bundesforschungsminister Rüttgers, daß das Klonen von Menschen, das einem »ethischen Dammbruch« gleichkäme, geächtet werde, einen doppelten Menschen dürfe es nicht geben. Auch die Grünen forderten, das Klonen sowohl von Tieren als auch von Menschen verbieten zu lassen. In der »Taz« bemühte die Tierärztin Anita Idel gleichfalls die »Dammbruch«-Metapher und geißelte die Klontechnik als »Versuch, den Abschied vom eigenen (!) Ich hinauszuzögern oder gar zu verhindern«, was aber letzlich erst recht »zum endgültigen Abschied vom eigenen Ich« führe. Der Vatikan lehnte, mit dem Verweis auf die vom Evangelisten Johannes geschilderte Vertreibung der Händler aus dem Tempel, derartig »gefährliche Eingriffe« in Gottes Ordnung ab. In »Focus« formulierte der Entwicklungsbiologe Herbert Jäckle sein elftes Gebot, das lautet: »Die Keimbahn des Menschen ist unantastbar.« Der »Spiegel« imaginierte genüßlich die »Horrorvision vom Homunkulus«, und in der »Zeit« fabulierte Jean Baudrillard vom Klonen als einer »Form von Epidemie, von Seuche, von Metastase der Spezies« und erschauerte Thomas Assheuer vor dem »artifiziellen Bewohner der künftigen Welt«.

Ein Schaf hat, ohne daß ein Bock zugegen war, das Licht der Welt erblickt, und an hebt ein großes Wehklagen und Bangen.

Was einhellig nicht oder kaum zur Sprache kam, sind die wohl relevanten Konklusionen dieses weltgeschichtlichen Malheurs. Sie betreffen die Stellung der Gentechnologie und der Naturwissenschaften überhaupt in der warenproduzierenden Gesellschaft. Niemand äußerte z.B. seine Verwunderung darüber, daß, beginnend mit unserem Jahrhundert, fast alle größeren Erfindungen und Entdeckungen ein Gefahrenpotential für die Menschheit zu bilden scheinen. Offenbar können nur mehr restriktive Eingriffe bzw. »ethische Tabus« verhindern, daß die Anarchie der Forschung der Welt den Garaus macht. Das Auseinanderfallen von Wissens- und Kapitalakkumulation auf der einen und gesellschaftlichen Bedürfnissen auf der anderen Seite ist freilich ein Eklat, dem moralische Verantwortung etc. allein nicht gewachsen ist. Menschenwürde, Schutz des Lebens und jetzt auch die »genetische Integrität« sind zu inflationäre Währungen, als daß sie heutzutage, wo kein anderes Ethos als das der Rentabilität mehr wirkt, ernsthaft in die Berechnungen mit einbezogen werden können.

Und warum auch? Der Furor der Medien vor dem geklonten statt im Bett der Leidenschaft gezeugten Menschennachwuchs verrät nicht nur einen furiosen Biologismus, dem das Erbgut des Menschen als ausschließlicher Index seiner Persönlichkeit und Lebensaussichten gilt, sondern auch eine Demagogie, die nicht zur Kenntnis nehmen will, was etwa Stefan Zweig bereits 1925 konstatierte: »Die Monotonisierung der Welt ... Alles wird gleichförmiger in den äußeren Lebensformen, alles nivelliert sich auf ein einheitliches kulturelles Schema ... Aufhören aller Individualität.« In dieser Beziehung ist die Gentechnik eine nachholende Wissenschaft und alle Aufregung darüber, daß nun auch genetisch repliziert werden kann, was ökonomisch und kulturell schon lange vorliegt: konforme, den Erfordernissen der Technik bestens angepaßte, abgerichtete, untereinander austauschbare, tagtäglich den immergleichen Verrichtungen nachgehende, geistig bereits geklonte Wesen, etwas dümmlich. Zumal ja auch alles Lamentieren den identischen Ritualen und Argumentationsmustern folgt, so daß der Eindruck entsteht, als warnten hier Kinder, die bereits hineingefallen sind, einander vor dem Brunnen.

Daran ändert nichts, wenn sich, wie abzusehen ist, eine Massenbewegung formieren sollte, die den Ausstieg aus der Gentechnologie fordert. Das wäre nach dem Ausstieg aus der Atomphysik, dem Ausstieg aus der Chlorchemie, dem Ausstieg aus der Apparatemedizin, dem Ausstieg aus der Massentierhaltung nur ein Ausstieg mehr. Es zeugt aber nicht eben von Lebenserfahrung, anzunehmen, daß der Zug, aus dem man ausgestiegen ist, nicht weiterfahren wird. Das Komische an allen Protesten ist denn auch das einhellige Eingeständnis, daß es wahrscheinlich eh zu spät und sowieso aussichtslos sei, etwas auszurichten.

Die Frage ist nicht, ob das Machbare irgendwie vielleicht doch noch verhindert werden kann, sondern welche Perspektiven die Bioindustrie eröffnet und welche Folgen für die Gesellschaft absehbar sind. Zwar orakelte die »Zeit«, die Jungfernzeugung von »Dolly« sei lediglich »ein kleiner Schritt für die Menschheit, ein großer für die Säugetiere«, aber in Wahrheit könnte der »Schritt für die Menschheit« kaum größer sein. Denn die Gentechnologie ermöglicht überhaupt erst die kapitalistische Verwertung des menschlichen Körpers, der in seinem organischen Sein zum Rohstoff der Produktion wird. Schon jetzt ist es ja tendenziell Aufgabe der Medizin, die Menschen unabhängig von ihren zufälligen biologischen Unterschieden für die Bedürfnisse der Produktion und des Marktes zu präparieren. Diese Form der Emanzipation von der Natur zugunsten der gesellschaftlichen Produktion erfährt mit dem Heraufkommen der Gentechnologie zweifellos eine Steigerung: Die »natürliche Auslese«, die in der bisherigen Geschichte der Zivilisation weitgehend zurückgedrängt wurde, wird durch die gentechnische Selektion substituiert. Das bedeutet aber zum einen die Verlängerung des Konkurrenzkampfes bis in die organische Natur des Menschen, zum anderen die Aufhebung aller denkbaren »natürlichen« Schranken der Kapitalakkumulation.

Es liegt auf der Hand, daß die Klonierung bzw. Selektion zuerst von Nutzpflanzen und -tieren sowie demnächst von Menschen unter dem Gesichtspunkt der Perfektionierung für bestimmte Zwecke stattfinden wird. Bei Tieren und Pflanzen ist das, etwa hinsichtlich der Eßbarkeit, relativ unproblematisch und verspricht jetzt schon Profite, die mehrere Uno-Ethik-Kommissionen dauerhaft alimentieren werden. In Bezug auf den Menschen allerdings läßt sich nicht so genau bestimmen, was seine Perfektibilität begründe: Schönheit, Intelligenz, Talent etc. sind biologisch nicht zu verifizieren. Dennoch dürften der bloß negativen Auslese von Erbkrankheiten und unerwünschten Eigenschaften bald positive Forderungen folgen. Geklont werden selbstverständlich keine erkrankten oder sonstwie störanfälligen oder störenden Gattungsexemplare, sondern nur diejenigen, deren biologischer und sozialer Habitus Erfolg verspricht. Am Ende solcher jeden Rassenwahn an Effizienz übertreffenden Eugenik steht dann die Ausmerzung aller anomalen, anscheinend überflüssigen oder »nutzlosen« Fähigkeiten und Gene nach einem rein funktionellen Kalkül. Womit die transgene Menschheit dann das gleiche Schicksal erleidet wie das nach ihren Maximen optimierte Tierreich.

Gegen dieses Programm der Nachäffung des Menschen scheint nichts zu sprechen, abgesehen von ethischen Appellen und Verordnungen, die nichts kosten. Naturforschung hingegen wird mit jedem Tag teurer und muß ihre Nützlichkeit immer schneller unter Beweis stellen, d.h. sich rentieren. Die Gentechnologie berechtigt da zu den schönsten Aussichten.

Konkret 04/97, S. 54

**Thomas Ebermann, Rainer Trampert**

# Der Übungsleiter

**Rommel war ein Wüstenfuchs. Ferdinand Porsche schuf den Volkswagen. Und Sepp Herberger das Wunder von Bern**

Neben den großen historischen Debatten gibt es eine unterschwellige, vielleicht aber besonders wirkungsmächtige deutsche Geschichtsschreibung. Sie wird geprägt von Traditionen und Personen, die scheinbar über der Geschichte stehen.

Am 28. März jährt sich Sepp Herbergers Geburtstag zum hundertsten Mal, Anlaß für eine Flut von Würdigungen, drei neue Buchbiographien und eine Sonderbriefmarke. Den Festakt des DFB mit Helmut Kohl gab es schon im Januar. Ein »Mann mit Charakter und großer Ausstrahlung« sei Herberger gewesen, weil er sich »nie hat verbiegen lassen«, sagte der Kanzler. Mit ihm ehre man zugleich eine gesamte »Generation, die nach dem Zweiten Weltkrieg den Neubeginn gewagt hat«, und so weiter, dachten alle. Aber plötzlich änderte Kohl seinen Ton, verließ das Feld der Huldigungen und nahm sich die modernen Herberger-Biographen zur Brust. Ihnen fehle »das Verständnis für jenen Zeitabschnitt«: Einige, »die aus heutiger Sicht darüber schreiben, sollten einmal nachdenken, wie sie sich selbst in einer vergleichbaren Lebenssituation verhalten hätten.« Ein Tabubruch hatte den Kanzler geärgert. Die modernen Biographen lassen Herbergers NSDAP-Mitgliedschaft oder seinen Entnazifizierungsprozeß nicht aus. Das war in den alten Fußballbüchern (»Aus, aus, aus! Deutschland ist Weltmeister!<o noch verschwiegen worden. Doch schien Kohl eines übersehen zu haben: Die drei Biographen meinen ihre Hinweise auf des Übungsleiters NS-Engagement keineswegs böse.

Dem Herberger sei halt nichts anderes übrig geblieben, schreibt etwa Schwarz-Pich, denn »zur Arbeit und zum Broterwerb gibt es auch in der Diktatur keine Alternative«. Schwarz-Pich zählt zu »Mannheims links-alternativer Szene«, erfahren wir aus der »jungen Welt« (7.1.97), ist da aber »nicht unumstritten«. Die Autoren Nutt (»Taz«Kulturredakteur) und Mikos beteuern, nur deswegen die »abgedunkelten Flächen einer Lebensgeschichte« ausgeleuchtet zu haben, damit Herbergers »überragende Persönlichkeit« noch heller erstrahle. Auch die Biographie des »Spiegel«-Redakteurs Leinemann hat mit Kritik nichts im Sinn. »Als ich abgerechnet habe, war ich dreißig«, schreibt er. Als unreifer Mensch hatte er noch »gelitten«, wenn sein Vater und die anderen von »Hitlers Wunderwaffe« und »den guten alten Zeiten schwadronierten«. Heute, zur »Altersmilde« (»Taz«, 17.1.97) gereift, erkennt er hinter jenem Schwadronieren »die gescheiterten Träume« einer Generation, die er »ernst nehmen« möchte. Prompt lobte die »Welt« (in Historikerfragen bekanntlich nicht pluralistisch), daß Leinemann Herbergers »geraden Lebensweg« ebenso wie auch die »Lebensleistung positiv dargestellt« habe. Ein Gastbeitrag in der »jungen Welt«, von dem uns bei Abfassung dieses Beitrags das Manuskript vorliegt, wird am 27. März mit Blick auf Leinemanns Biographie von »ernsten Beiträgen zur politischen Soziologie« schwärmen, die einem an deutscher Geschichte interessierten Publikum zu empfehlen seien.

Dabei reicht ein Bruchteil der in den neuen Biographien enthaltenen Fakten aus, um Herberger als den zu charakterisieren, der er war: Ein mieser, obrigkeitshöriger, vom Nationalsozialismus überzeugter Opportunist. Der Mann war immer oben. Er trat 1933 in die NSDAP ein, wurde Reichstrainer, tauschte nach erfolgreich überstandenem Entnazifizierungsverfahren (Kategorie: Mitläufer) auf dem Trainingsanzug das Hakenkreuz gegen den Bundesadler aus und wurde Bundestrainer. Ein Reichstrainer war selbstverständlich nicht irgendjemand. Als wichtiges Instrument der Rassen-, Helden- und Kriegspropaganda durfte die Fußballnationalmannschaft nur von einem Nazi geführt werden, der seine Aufgabe zur Zufriedenheit der politischen Führung erledigte. Das tat Herberger. Er verlangte von den NS-Verantwortlichen jede Unterstützung, weil »gerade im Fußball Niederlagen deprimierend auf das Volk in der Heimat und auf die Soldaten an der Front« wirken würden. Er machte mit beim Propaganda-Film »Das große Spiel«, in dem die Fußball-Helden sich mit dem Vereinslied »Wir stürmen vor, wir greifen an« in Stimmung bringen und das »Heil«-Geschrei der Massen vom Konterfei Adolf Hitlers überblendet wird. Noch vor dem Überfall auf Polen schrieb er an seine Spieler: »Also, Kamerad! Die Nationalmannschaft ruft! Heil Hitler!« Verlangt sei von nun an »der unverkennbare Wille, die Farben unseres Vaterlandes zu vertreten, der Wille des Einsatzes der letzten Kraft für das Ansehen unseres Vaterlandes«. An Fritz Walter richtete er den in eine Feststellung gekleideten Befehl: »Ein guter Fußballer ist auch ein guter Soldat.« Herberger ging in die Truppenbetreuung, für die er »sich bald begeisterte« (Schwarz-Pich), und organisierte Frontspiele, für die er nur »Landser, die sich an der Front bewährt haben«, berücksichtigen wollte. Im übrigen verrichtete er seine Arbeit mit der gleichen Pedanterie wie andere die ihre beim Judentransport. Sachlich reflektierte er: »Der totale Krieg bringt auch dem Sport manche Einschränkungen. So wurde bestimmt, daß vorerst die Spiele um die deutschen Meisterschaften nicht stattfinden.« Da Herbergers Verhalten der NSDAP nicht den geringsten Anlaß bot, an seiner Überzeugung zu zweifeln, muß man dem Fazit zustimmen, das der höchste Sportfunktionär der Nazis, von Tschammer und Osten, zog. Er schätze Herberger »als zuverlässigen und pflichtbewußten Vertreter des Fußballsports im Sinne der nationalsozialistischen Sache«.

All diese Fakten kennen auch Herbergers neue Biographen, aber sie dienen ihnen lediglich zur Begründung seines Freispruchs. Mit den weltanschaulichen Bekenntnissen der Nazis und dem Krieg, hält Leinemann fest, habe Herberger »nichts zu tun« gehabt. Vielmehr seien es »soziale Übereinkünfte und unreflektierte Alltagsorientierungen, Lebensgewohnheiten, Werturteile und Zukunftsvorstellungen« gewesen, »die zu emotionalen oder einfach

konformistischen Formen des Mitmachens verleiteten, die dann in den Nationalsozialismus führen konnten«. Ein Deutscher, den Alltagsorientierungen, Werturteile und Zukunftsvorstellungen geradewegs in die NSDAP führten, soll eben deswegen mit ihr und ihrem Krieg nichts zu tun gehabt haben? Wenn Traditionen und Lebensumstände, in die jemand hineingeboren wird, darüber entscheiden, ob dieser jemand Nazi wird oder nicht, ist die rhetorische Frage Kohls, wie man sich wohl selbst verhalten hätte, positiv beantwortet. Man hätte mitgemacht. Einer Überzeugung, der die kritische Reflexion des Vorgegebenen unmöglich scheint, gilt der Mitläufer als Verkörperung des einzig Menschenmöglichen.

Das legt uns auch Schwarz-Pich nahe, allerdings auf seine Weise: Ein Kretin ist ohne Schuld und Arg, weil er ein Kretin ist. Herberger sei »stets nur seiner Arbeit nach(gegangen), hier wie da«. Was focht ihn an, ob gerade Nationalsozialismus oder Demokratie angesagt war. Er war eben, fügt der Autor hinzu, ein »Durchschnittsdeutscher«, »brav und bieder, auch ein bißchen spießig, arbeitsam, diszipliniert wie ein guter Soldat«. Auch seine Nationalspieler hätten stets nur »ihre Pflicht erfüllt, wenn sie in den Krieg berufen wurden«. Mehr nicht. Hat nicht auch Eichmann seine Aufgabe wie ein guter Soldat erfüllt, bieder und spießig? Zweifellos gab es Grausamkeiten im Nationalsozialismus. Da muß man dem Idol manchmal sogar seine Größe bestreiten, um es zu retten. Herberger wird zum geistlosen Wicht. »Vor allem sollte man«, schreibt Schwarz-Pich, »von den Fußballfunktionären nicht mehr politischen Scharfsinn verlangen als von Politikern gleich welcher Richtung. Anpassung war allgegenwärtig, und bei der Beurteilung Hitlers lagen alle ganz gewaltig daneben und versagten. « Die Verbrechen waren nur mit außergewöhnlichem Scharfsinn als Verbrechen zu erkennen? Eine kritische Beurteilung Hitlers war so schwierig, daß die Deutschen sie intellektuell einfach nicht hinkriegen konnten? Schwarz-Pich plädiert für Generalamnestie. Seine Behauptung, dem einzelnen sei dann nichts vorzuwerfen, wenn alle anderen sich ebenso verhalten wie er, macht das Nazi-Sein im Rückblick gewissermaßen unausweichlich und stellt nur noch jene bloß, die sich ihm verweigerten.

Was man mit der Fiktion einer kleinen Prise Widerstand so alles anfangen kann, führen uns Nutt und Mikos vor. Herberger habe »seinen geliebten Sport« vor den Einflüssen der NSDAP »bewahren« wollen. Es gelang ihm sogar, »den ranghohen Nazipolitiker« Tschammer »durch seine menschliche Integrität für sich einzunehmen«, und so hätten - dank Tschammer - »die Vereine« auch unter den Nazis »leben können, wie sie vorher gelebt hatten«. Zwar wurden sämtliche Fußballklubs arisiert und teilten viele jüdische Sportler das Schicksal des Nationalspielers Julius Hirsch, der in Auschwitz ermordet wurde, aber die Vereine lebten. HippHipp-Hurrah. Wieviel Menschenverachtung sich doch in dem Lebensmotto »der Ball ist rund« verbergen kann. Dazu fällt uns nur noch Fritz Walter ein, der auf den »fußballbesessenen« Jagdflieger Graf, einen hochdekorierten Nazi, aufmerksam machte: »Das Prägnanteste an Grafs Soldatenleben aber ist ganz ohne Zweifel: Mag es an der Front, mag es in der Luft drunter und drüber gehen - es gibt den Fußball. « Recht so Fritz, da türmten sich die Leichen, aber der Ball blieb rund, und Hans Albers flog auf einer Kanonenkugel durch die Luft. Alles in allem, wie auch Herberger sich erinnerte, »unvergeßliche Zeiten - wann und wo wir uns treffen, Gegenstand des Schwelgens in Erinnerungen«.

Überm Schwelgen hatte man den jüdischen Nationalspieler Gottfried Fuchs, der 1937 nach Kanada entkommen konnte, lange Zeit vergessen. 1955 schickten Herberger und seine Mannen ihm dann einen kleinen Kartengruß. Zehn Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus hatte man ihm vergeben. Auch manchen Linken fällt es heute schwer ' sich der Rundheit des Balles zu entziehen. Die »junge Welt« (7.1.97) glaubt, daß »Seppl nicht der Bequemste« war und einiges angestellt habe, »um der braunen Indoktrination zu entgehen«, und Schulze-Marmeling gelangt über die Theorie, daß ein Mensch, der zur Arbeiterklasse gehört, schon deshalb in Ordnung sei, zu der Auffassung, daß alle Fußballspieler gute Menschen sind: »Die Balltreterei im totalitären Staat war eine der wenigen Möglichkeiten, dem Regime zu trotzen, ohne deshalb gleich im nächsten Zuchthaus zu verschwinden.« Balltreterei an sich trotzt nichts und niemandem. Deshalb schützte sie weder Kommunisten noch Juden vor Zuchthaus oder KZ. Andersrum wird ein Schuh draus. Wer gegen den Ball trat und von den Nazis nicht behelligt wurde, war entweder selber Nazi oder Leisetreter.

Zweifellos begründete seine NSDAP-Vergangenheit nicht Herbergers Ruhm. Andererseits läßt sich die Vorgeschichte nicht trennen von dem Ereignis, das Herberger zur Legende werden ließ. Schwarz-Pich verknüpft beides und kommt so zu einer bemerkenswerten Bestätigung deutscher Kontinuität: »Die Deutschen« hätten im Dritten Reich »auf ein Wunder gehofft ... , aber es wollte nicht kommen. Der, von dem sie es erwartet hatten« - Adolf Hitler - »beging Selbstmord, als alles verloren war. Die Verantwortung und die Folgen überließ er dem Volk.« Ganz anders Herberger. Er ging, wie der Autor hervorhebt, »kaum waren die letzten Bomben gefallen, wieder ans Werk, krempelte die Ärmel hoch« und übernahm Verantwortung. Dieser Mann, der, ohne auch nur eine Sekunde über die Greueltaten von gestern nachzudenken, wieder ans Werk ging, bescherte den Deutschen - freilich nur auf dem grünen Rasen - dann doch noch das von Hitler schon erhoffte Wunder: den Sieg über die ganze Welt. Alle Biographen sind sich da einig: Das 3:2 über Ungarn an jenem verregneten 4. Juli 1954 in Bern war mehr als nur der Gewinn einer Fußball-Weltmeisterschaft. Dieser Sieg habe, schreibt Schwarz-Pich, den Deutschen das »Selbstwertgefühl« (Größenwahn wäre treffender) restauriert, das ihnen durch die bedingungslose Kapitulation zerschlagen worden war.

So tief saß die Schmach des verlorenen Krieges, daß mit dem Sieg alle Dämme brachen. Zehntausende deutscher Schlachtenbummler erhoben sich im Stadion und intonierten die erste Strophe des Deutschland-Liedes. Die »Fürther

Nachrichten« meldeten den »Sonntags-Endsieg«, das Fachmagazin »Kicker« den »Endsieg« pur. Der DFB hielt der internationalen Fachwelt, die den Gewinn der Weltmeisterschaft als äußerst glücklich bezeichnet hatte, entgegen, der Sieg sei ein Produkt artgerechten Verhaltens, denn: »Durchdrungen von dem Willen, nicht unterzugehen, wuchs die deutsche Widerstandskraft.« Der DFB-Präsident ging ins Detail: »Bestes Deutschtum« und »Führerprinzip« hätten sich durchgesetzt, und die elf Helden von Bern seien, genauso wie er einst im Ersten Weltkrieg, »mit der deutschen Fahne im Herzen auf den Gegner losgestürmt«. All das ist für unsere Biographen kein Problem. Hatte da nicht »einfach nur ein vom Sieg der deutschen Elf überwältigter alter Mann versucht, seiner Gefühle Herr zu werden und seiner Freude Ausdruck zu verleihen«? fragen Nutt und Mikos. Vielleicht war's ein etwas »ungelenker Versuch«, aber doch verständlich, »in einer Zeit, da Nationalismen den Deutschen ein schlechtes Gewissen bescherten«. Da hält der höchste Fußballfunktionär 1954 eine »Sieg-Heil-Rede«, bloß weil ihn das schlechte Gewissen plagt? Nicht nur, fahren Nutt und Mikos fort, die Deutschen seien damals halt völlig entpolitisiert gewesen und hätten deshalb beim Absingen der Hymne die Strophe »verwechselt«. Die beiden erklären sich das so: »Man war im Namen einer ... Größenidee vereinnahmt, vergewaltigt und zuletzt noch verheizt worden. Man mußte erkennen, wohin ... Weltverbesserungsengagement geführt hatte: in eine immense Zerstörung.«

Halten wir inne. Plötzlich sind die Deutschen doch allesamt Nazis gewesen (bisher hatte sich kein einziger auftreiben lassen), allerdings in der durchaus edlen Absicht, die Welt zu verbessern - in Polen, Rußland, sogar in Afrika. Dann sind sie aber vergewaltigt und verheizt worden. Nach all diesem erfahrenen Leid und all ihrer Enttäuschung werden sie doch wohl wenigstens jene Strophe mal wieder singen dürfen, die ihnen am besten gefällt.

So einfach will Leinemann sich die Sache nicht machen. Er überrascht uns zunächst mit dem Geständnis, daß Herbergers Weltmeister für »die ungebrochene Übernahme der ... Denk- und Verhaltensgewohnheiten« aus der Nazizeit durchaus repräsentativ gewesen wären. Auch hätten die Deutschen ihre Nationalmannschaft nun »ähnlich gefeiert ... wie zehn und fünfzehn Jahre zuvor die Jagdfliegerasse und die erfolgreichen U-Boot-Kommandanten«. Dennoch - man weiß nicht, wie Leinemann darauf kommt - , sollen dieselben »spontanen Massenerlebnisse in der neuen Republik« ein »ermutigendes Gegenbild zum Nazireich« darstellen. Die Weltmeister seien gefeiert worden, als fiebere »die Bevölkerung den Beatles entgegen«. Erinnern wir uns: Diese Bevölkerung hatte gerade »von der Maas bis an die Memel« gesungen, und ihre Zeitungen hatten den Endsieg gemeldet.

Nein, unsere Biographen verschweigen nichts, ihnen geht es nur um eine Interpretation, die nicht von Nolte und Zitelmann stammt, aber in vielem von diesen stammen könnte. Weil aber ihr eigener Standpunkt sich durch die Stichworte »grün-alternativ«, »Taz« und »liberal« kennzeichnen läßt, dehnen sie mit ihrer Herberger-Exegese nur den Kreis derjenigen aus, die sich - per Assimilation der deutschen Normalkarriere - mit der nationalsozialistischen Epoche versöhnen möchten.

---

**Literatur:**

Karl-Heinz Schwarz-Pich: *Der Ball ist rund - eine Seppl Herberger Biographie.* Verlag Regionalkultur, Ubstadt Weiher *1997*

Jürgen Leinemann: *Sepp Herberger - ein Leben, eine Legende.* Rowohlt Berlin, Berlin *1997*

Lothar Mikos / Harry Nutt: *Als der Ball noch rund war.* Campus Verlag, Frankfurt a.M./New York *1997*

Dietrich Schulze-Marmeling: *Der gezähmte Fußball.* Verlag Die Werkstatt, Göttingen *1992*

Konkret 04/97, S. 60

**Joachim Rohloff**

# Markworts Volltreffer

**Sind seine Fakten, Fakten, Fakten auch häufig falsch, falsch, falsch - als Kampfblatt gegen »multikriminelle« Ausländer und andere undeutsche Erscheinungen hat sich das Yellow-Magazin »Focus« unentbehrlich gemacht**

Daß die Info-Elite ungefähr so elitär ist wie Aldi und die Fakten, Fakten, Fakten so faktisch sind wie ein rosa Elefant, hatte man seit langem vermutet. Daß aber die Leserschaft, der noch jede Marktanalyse einen eisernen Willen zu Unterhaltungselektronik, Eigenheim und Zweitwagen bescheinigt, mit den Viermarkfünfzig fürs Einzelheft knausert, verriet der Chefredakteur Markwort erst neulich seinen Inserenten: »Während des Fluges mit der Lufthansa hat sich Wolfgang Kindler aus Weissach so geärgert, daß er sich im Hotel in Berlin hinsetzt und uns ein Fax schreibt. Sein Bericht: Schon in Reihe 3 ging der Stewardess >Focus< aus, andere Magazine hatte sie noch reichlich. Solche Klagen hören wir oft. Die Lufthansa kauft nicht genügend Exemplare. « Hoffentlich kaufen wenigstens die Berliner Hotels genügend Frottierware.

Helmut Markwort ist der einzige Meinungsmacher, der zweimal zum »Medienmann des Jahres« gewählt wurde. Naturgemäß hat er viele Neider und Feinde, und ständig fühlt er sich beleidigt. (Wenn Sie ihn gelegentlich beleidigen möchten, behaupten Sie doch einfach, daß ihn seine Schuhe drücken. Keine Sorge, die Beweismittel liegen im Panzerschrank der KONKRET-Redaktion.) Er habe »ficken« gesagt, darf das Berliner Stadtblatt »Zitty« ihm inzwischen nicht mehr unterstellen - obwohl er vor Jahren in dem Film »Engelchen oder Die Jungfrau aus Bamberg« einen paarungswilligen Taxifahrer sehr glaubhaft verkörperte. Aber die Zeitschrift »Titanic« darf öffentlich bezeugen, »Zitty« habe Markwort unterstellt, er habe »ficken« gesagt. Und dem »Spiegel« wurde die Diagnose, »>Focus< als System ist die Pest«, vom Landgericht München 1 auf Markworts Anfrage ausdrücklich gestattet.

Im Januar 1995 trat Markwort in der Talkshow »Willemsens Woche« auf. Seine Erwartung, mit dem netten Gastgeber ein Viertelstündchen höchst angenehm zu verplaudern, wurde jedoch enttäuscht. Statt dessen mußte er sich vorwerfen lassen, er habe die Affären des ehemaligen bayerischen Umweltministers Gauweiler »aus dem Blatt >Focus< weitgehend rausgehalten«. »Die haben wir ja drin gehabt. Das ist ein Klischee«, entgegnete Markwort, obwohl er im Februar 1994 in einem Interview der »Süddeutschen Zeitung« bereits eingeräumt hatte, »Focus« habe die Vermietung der Gauweilerschen Anwaltsklientel als »Lokalgeschichte« behandelt: »Diese Zeitschrift erscheint in ganz Deutschland, und kein Mensch in Chemnitz weiß, wer Herr Gauweiler ist.« Ihn endlich auch in Chemnitz bekannt zu machen, hielt Markwort offenbar nicht für seine journalistische Pflicht.

Die allererste zweiseitige Anzeige im allerersten »Focus«-Heft bezahlte die Hoechst AG. »Als es bei Hoechst-Chemie Unfälle gegeben hat, da haben Sie ab dem neunten Unfall berichtet. Warum wurden da eigentlich acht Unfälle, darunter der schlimmste am 22.2., nicht erwähnt?« fragte Willemsen weiter. Markwort wehrte sich tapfer: »Wir haben ausführlich über Hoechst berichtet. Ich habe es redigiert, ich habe es redigiert. Nein, das stimmt nicht.« Fakt ist, daß er einen ganzen Monat zu spät redigierte. Das verlegerische Konzept, mit minimalem journalistischem Aufwand maximale Anzeigenumsätze zu erzielen, führt mitunter zu einem Mangel an Aktualität - manchmal aber auch zu übertriebenem Eifer: So berichtete eine »Focus«-Mitarbeiterin im September 1996 von der Ausstellung »Marianne und Germania« im Berliner Martin-Gropius-Bau, die sie gar nicht gesehen hatte.

Ein Interview mit Ernst Jünger, das bereits zwei Jahre alt und seinerzeit in der »Bunten« erschienen war, mußte Markwort sich vorhalten lassen (»Das ärgert mich wahnsinnig!«) und einen gefälschten Brief des Bauunternehmers Schneider an einen Mitarbeiter des iranischen Geheimdienstes (»Das BKA hat ihn auch für echt gehalten.«). Daß »Focus« wenig später ein gefälschtes Interview mit Taslima Nasrin drucken würde, konnte Willemsen nicht wissen. Auf seine Frage: »Hitlers Tagebücher finden Sie aber trotzdem schlimm - oder?« antwortete Markwort schlagfertig: »Die waren ja im >Stern<.« Den Vorwurf, ein »Focus«-Artikel über Aufsichtsräte stamme zum größten Teil aus dem »Manager-Magazin«, bestritt er energisch (»Falsch!«), um sogleich zu gestehen: »Es waren drei Zitate übernommen, dafür hab ich einem wohltätigen Zweck 3.000 Mark gestiftet.«

Mit einem Scheck darf man dem Ministerpräsidenten Höppner selbstredend nicht kommen, und so blieb es in seinem Fall bei einer Entschuldigung. »Daß Sie Reinhard Höppner, den Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt, als PDS-Mitglied bezeichnet haben, obwohl er in der SPD ist, tut Ihnen auch leid?« - »Das war ein klassischer Verdreher«, verteidigte Markwort sich. »SPD - PDS, jetzt fangen wir schon mit Druckfehlern an.« In der Tat ging es hier um eine Lappalie, und sie wäre kaum der Erwähnung wert, hätte man nicht in »Focus« 27/93 die folgende Notiz gelesen: »Unter falscher Flagge. Überraschung für die SPD, sie hat eine neue Innenpolitikerin: Ulla Jelpke, 42. Die Hamburger Abgeordnete, sie sitzt für die PDS/Linke Liste im Bundestag, wurde vom ARD-Magazin >Monitor< via Einblendung als SPD-Politikerin ausgewiesen. Unter falscher Flagge wetterte Ulla Jelpke, die mit dem in Hamburg einsitzenden RAF-Mann Peter-Jürgen Boock als Strafvollzugshelferin befreundet war, vor laufender Kamera gegen eine Vorverurteilung der verhafteten Birgit Hogefeld.«

Ja, jetzt fangen wir schon mit Druckfehlern an, denn Schadenfreude, laut Markwort das Erfolgsgeheimnis des »Spiegel«, ist die treibende Produktivkraft auch dieses Artikels.

»Also ich weiß nicht. Bin ich hier in eine Kabarettsendung geraten?« beschloß Markwort sein Gastspiel bei »Willemsens Woche«, das mittlerweile in die Fernsehgeschichte einging. Statt aber die entsprechende Folge angemessen zu vermarkten und sie allen Volontären und Medienpädagogen zugänglich zu machen, sperrte das ZDF dieses rare Dokument eines ruckartig und unangemeldet kritischen Journalismus in den Giftschrank: Protokolle und Videokopien dürfen nicht herausgegeben, die Sendung darf auch nicht wiederholt werden - Grund genug, sie hier ausführlich zu zitieren. Da zwischen Markwort und Willemsen nichts geschah, was gegen geltendes Recht oder die guten Sitten verstieße, gibt es offenbar gewisse Loyalitäten, denen jener es verdankt, daß gewisse Dinge im ZDF nicht oder nur aus Versehen und höchstens einmal gesagt werden. Ohnehin muß der Fernsehrat sich fragen lassen, warum Markwort nicht nur »Focus« und »Focus-TV« verwaltet, sondern obendrein sein höchstpersönliches Programm, das unter dem Titel »Markwort Neunzehnzehn« vom ZDF für 3Sat produziert wird.

Daß er auch im öffentlichen Fernsehen nicht aus seiner privaten Haut kann, bewies Markwort am 1. September 1996: Tags darauf, so informierte er seine Zuschauer, werde in einem großen deutschen »Nachrichtenmagazin - ich will den Namen hier nicht nennen, hähä« - ein Interview mit dem Sexualsoziologen Werner Habermehl erscheinen. Tatsächlich gab Habermehl in - wer hätte das gedacht? - »Focus« einige erstaunliche Thesen zum besten: »Pädophilie ist unter Homosexuellen nicht selten. Viele meiner Kollegen sind schwul, so daß sie oft sehr behutsam mit dem Thema umgehen. Ein großer Fehler.« Ein großer Fehler war auch das beigefügte Foto. Es zeigte einen älteren Herrn mit Brille und Stirnglatze und trug die Unterschrift: »Kein Mitleid mit den Tätern: Jürgen Habermehl«. Ob es einen Jürgen Habermehl gibt, und ob er, wenn es ihn gibt, nicht vielleicht doch Mitleid mit den Tätern hat, blieb bis heute unerfindlich. Das Interview mit dem Hamburger Soziologen Werner Habermehl jedenfalls illustrierte ein Porträt des Berliner Virologen Karl-Otto Habermehl. So waren dann wohl wieder ein bis zwei Schecks fällig.

Im Juli 1996 berichtete »Focus« auf vier Seiten vom deutsch-russischen Streit um die sogenannte »Beutekunst«. Die Tendenz dieses Artikels gibt ein Ausspruch des Heidelberger Völkerrechtlers Frowein wieder: Der Starrsinn des russischen Parlaments bedeute »eine in jeder Weise treuewidrige Handlung gegen das Land, das pro Kopf die höchsten Hilfsleistungen nach Rußland gegeben hat«. Zwei Monate später veröffentlichte »Focus« ein Interview mit dem in konservativen Kreisen beliebtesten Sozialdemokraten, Helmut Schmidt. Von Beutekunst war nicht die Rede. Im November erschien dasselbe Gespräch in der »Berliner Morgenpost«: »Wenn wir Deutschen darauf bestehen, Kunstschätze, die andere verschleppt haben, wieder zurückzubekommen, müssen wir uns das gleiche gefallen lassen«, erklärte Schmidt nun plötzlich. »Wie ist das mit der Nofretete, die aus Ägypten stammt? Und wie steht es um den Pergamon-Altar, der eigentlich auf türkischem Boden zu Hause ist? Kurzum, ich glaube, daß man die von der Geschichte vollzogenen Tatsachen als Tatsachen hinnehmen sollte.« So viel Realismus mochte Markwort seinen Lesern offenbar nicht zumuten. Trotzdem wäre es übertrieben, von »Verfälschung« zu sprechen, wie es der »Spiegel« 1994 im Fall Mitterrand tat: Aus einem Interview des französischen Magazins »L'Express« machte »Focus« ein »Focus-Interview«, und die Fragen wurden für deutsche Bedürfnisse nachträglich redigiert.

Im Februar 1996 überführte »Focus« die Jewish Claims Conference der Spekulation mit leerstehendem Wohnraum in Berlin-Prenzlauer Berg: Dort nämlich »stehen rund 100 >Geisterhäuser< mit rund 3000 Wohnungen aus jüdischem Altbesitz, deren Eigentümer (noch) nicht feststehen. Überall dort aber, wo keine jüdischen Erben auffindbar sind, erhebt die JCC Restitutionsansprüche.« Der notorische »Insider«, der immer alles weiß, wußte, daß »die JCC zugunsten ihres Hilfsfonds für jüdische Verfolgte des Nazi-Regimes zurückgegebenes Grundeigentum so schnell und so gewinnbringend wie möglich losschlagen will. Am leichtesten geht das bei leerstehenden, abbruchreifen Objekten.« Ein Bürgerverein, der leerstehende Wohnungen herrichten und vermieten wollte, und seine Gründerin Wilma Glücklich befanden sich deshalb »auf Crashkurs mit der einflußreichen JCC«. Diese aber erhob nun den Vorwurf, »Focus« beteilige sich an einer antisemitischen Stimmungsmache. Denn die JCC könne schwerlich für den Leerstand in Häusern verantwortlich sein, die ihr gar nicht gehörten. Das »Koordinationsbüro zur Unterstützung der Stadterneuerung« erklärte der »Taz«, in den betreffenden Häusern ständen nicht 3.000, sondern nur 491 Wohnungen leer. »Und der Beseitigung von Leerstand in dafür eigens aufgelegten Programmen habe sich die JCC sowieso nicht in den Weg gestellt.« Frau Glücklich versicherte, »von Gegensätzen oder Streit zwischen ihrer Initiative und dem JCC könne keine Rede sein«. Fakt war und blieb immerhin, daß es Berliner Wohnungen gab, in denen niemand wohnte.

Die Wirtschaftsredaktion landete ihren bisher größten Coup im Januar 1995. Man berichtete von den durchaus privaten Finanzproblemen des Hamburger Geldmanns Arend Mody und schloß von diesen auf die Liquidität der gleichnamigen Bank: »Hamburger Privatbank in Not: Kunden zittern um ihr Geld.« Verständlicherweise geriet die Kundschaft in Panik und verlangte ihre Einlagen zurück; nach zwei Tagen wurde die Mody Bank geschlossen. Das Hamburger Landgericht bestätigte den Aktionären in erster Instanz, vor dem Erscheinen des besagten Artikels habe es Zahlungsschwierigkeiten nicht gegeben, und attestierte »Focus« »grobe Fahrlässigkeit«. Um den Scheck wird noch gestritten. Wie aber geht es eigentlich der Deutschen Bank? Markwort sollte einmal gründlich recherchieren lassen.

Wer wissen will, was Steffi, Boris, Schumi und Harald machen, was Vatergraf im Gefängnis aß, welche Ärzte und welche Aktien die besten sind, wo das neue Musical läuft und ob Sex im Büro das Betriebsklima verbessert, wird von »Focus« bestens bedient. Fast so verächtlich wie das Studiopublikum und der Reklamesingle ist der »Focus«-Leser. Helmut Markwort beschreibt ihn so: Er sitzt »in der Hypo-Bank, ist stellvertretender Abteilungsleiter und möchte gern Abteilungsleiter werden, und er versteht mehr von Geldanlage, als er bei uns erfährt. Aber er möchte auch was von Kultur und von Politik wissen.« Deshalb gilt Markworts besondere Sorge seit je dem Sozialstaat - allerdings weniger seiner Erhaltung als seinem Mißbrauch. Eine neue Gruppe von Sozialhilfeschwindlern wurde in Heft 7/97 namhaft gemacht: Sie sind Ausländer, sie sind Kriminelle und sie sind Juden. »Anders als bei normalen Asylbewerbern, die den deutschen Behörden nachweisen müssen, daß sie in ihrem Herkunftsland verfolgt werden, geht die Regelung für jüdische Einwanderungswillige davon aus, daß sie in der Ex-UdSSR unter Antisemitismus zu leiden hätten. Eine Einzelfallprüfung findet nicht statt.« Nach »Beobachtung« eines ehemaligen deutschen Botschafters in Kiew »brechen vor allem die Wohlhabenden unter den angeblichen Flüchtlingen ihre Brücken in die Ukraine nicht ab. Sie bleiben in der Heimat angemeldet, behalten ihre Immobilien oder Firmen und betreiben die Geschäfte von Deutschland aus weiter. - Womöglich als Zubrot neben der Sozialhilfe, die 80 Prozent der Kontingentflüchtlinge beziehen. Das größte Ärgernis jedoch ist der massenhafte Betrug mit gefälschten Abstammungsdokumenten ... Der Verdacht, die Russenmafia organisiere den Handel mit gefälschten jüdischen Dokumenten und schleuse nebenbei auch eigene Leute als Kontingentflüchtlinge nach Deutschland, stößt dennoch bei den jüdischen Gemeinden auf energische Abwehr. Bayerns Polizei ermittelt in mittlerweile fünf Fällen, doch die Beweislage ist dünn, wie üblich im OK-Bereich.«

Jeder Antisemit kennt einen Juden, der ganz anders ist, und ganz anders als der gemeine Asylbewerber, nämlich ein »deutscher Ausländer« und deshalb der Lieblingsausländer von »Focus«, ist der Göttinger Politikprofessor Bassam Tibi. »Ich bin aus dem Orient geflohen wegen der Unfreiheit«, verkündete er im September vergangenen Jahres, um vier Wochen später alle, die ihm folgten, aber keine C4-Professur ergattern konnten, als »Sozialstaatskonsumenten« zu denunzieren: »Wir deutschen Ausländer, die von unserer Arbeit leben und das deutsche Sozialsystem mit finanzieren, ... sind nicht glücklich darüber, mit Ausländern gleichgesetzt zu werden, die hier als vorgeblich politisch Verfolgte >an die Tür klopfen<, um - wie die deutschen Sozialstaatskonsumenten - Sozialhilfe auf Lebenszeit in Anspruch zu nehmen. Es geht darum, Einheimische und Zuwanderer, die ohne Gegenleistung vom Sozialsystem finanziert werden, zum Lebenserwerb zu zwingen.« Sollen sie alle Professoren werden? Nein, denn »Professorenstellen oder Stipendienprogramme werden eingespart, aber für die Sozialhilfe, sowohl für die deutschen Sozialstaatskonsumenten als auch für Zuwanderer, werden gleichzeitig - allerdings auf Schuldenbasis - Milliarden deutsche Mark bewilligt«. Auf den Gedanken aber, daß umgekehrt seine fragwürdige Wissenschaft mindestens einem halben Dutzend bedürftiger Deutscher die Sozialhilfe wegfrißt, kommt Tibi selbstredend nicht. Statt dessen forderte er, »die Arbeitsethik ... mit Gesetzen voranzutreiben. Es wäre das beste Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.« Und er warnte die Europäer davor, »Deformationserscheinungen der amerikanischen Gesellschaft in übertriebener Form zu kopieren, wie zum Beispiel die Hysterie um die >political correctness< und den multikulturalistisch-feministischen Schwachsinn des Kulturrelativismus«. Trotz allem sollte man es seinen politischen Freunden überlassen, Bassam Tibi einen Schmarotzer am deutschen Bildungswesen zu nennen.

Wie aber Ausländer, denen es an der rechten Arbeitsethik mangelt, unseren Sozialstaat verkonsumieren, schilderte schon 1995 der große »Focus«-Report zur »Sozialkriminalität«: »Ein Ehepaar aus Afghanistan floh nach Deutschland. Weil die Frau im sechsten Monat schwanger war, konnte sie aus humanitären Gründen nicht mehr abgeschoben werden. Nach der Geburt erhielt der Afghane Beihilfen für Babyausrüstung, Nahrung und Wohngeld. Der Kniff funktionierte auch beim zweiten und dritten Kind.« Erst schwanger werden und dann fliehen - ein teuflischer Kniff fürwahr. »Mittlerweile lebt die Familie fest in München, wo der Vater in einem einschlägigen Verein seine Landsleute in Sachen >Bettelbriefe ans Sozialamt< berät. Er sagt: >Ihr Deutschen seid schön dumm.<« Einige Deutsche aber erwiesen sich als durchaus lernfähig: »Organisierte Banden von Sozialkriminellen mit Obdachlosenausweisen« kassieren bei verschiedenen Sozialämtern mehrfach, ledige Mütter beantragen »Bekleidungshilfe im Wert von 4000 Mark«, »fast die Hälfte aller neuen Antragsteller bleibt nur bis zu einem Jahr in der Sozialhilfe« und beweist damit, daß sie auch während dieses Jahres die Sozialhilfe nicht verdient. »Auf mindestens 150 Milliarden Mark« habe der Soziologe Werner Bruns »den Mißbrauch am Wohlfahrtsstaat 1994 hochgerechnet«. »Focus« verschwieg allerdings, daß diese phantastische Zahl auch den durch Steuerhinterziehung verursachten Schaden enthielt und das Arbeitslosengeld derjenigen, die nach Einschätzung der Arbeitsämter eigentlich, wenn sie nur wollten, einen Job finden müßten. Verschwiegen wurde auch, daß schätzungsweise 30 bis 50 Prozent aller Berechtigten die Sozialhilfe gar nicht in Anspruch nehmen.

Aus anderen Kriminalitätsbranchen aber wird der Einheimische mehr und mehr verdrängt. »Multikriminell geht es im Rotlichtmilieu und in der Schutzgelderpressung zu ... Deutsche Kriminelle sehen sich nach Polizeierkentnissen im OK-Bereich von entschieden brutaleren ausländischen Organisationen tendenziell ausgebootet - wobei, was oft unterschlagen wird, auch in Deutschland lebende Ausländer Opfer nichtdeutscher Krimineller werden.« Man denke! Ausländische Banditen verlangen von ihren Opfern gar keinen Ariernachweis. Der »Focus«-Redakteur Klonovsky, der seinen Lesern das

im Februar 1994 mitteilte, sprach vom Bürgerkrieg in unseren Städten, »gegründet auf einem diffusen Gemisch aus Armut, ethnischen Differenzen, Konkurrenzdruck und Sozialneid«. Wir alle sollten zu Kombattanten werden, denn »>die Verpflichtung der Bürger gegen den Souverän<, erklärte der englische Philosoph und Staatsfetischist Thomas Hobbes vor 350 Jahren, >kann nur so lange dauern, als dieser imstande ist, sie zu schützen.< Ist der Staat dazu nicht mehr in der Lage, so Hobbes, gilt >das natürliche Recht der Menschen, sich selbst zu schützen<.« Später gestand Markwort der »Süddeutschen Zeitung«, er würde dieses Zitat »heute vielleicht streichen, weil das so und so mißverstanden wird. Doch es ist keine Aufforderung zur Selbstjustiz, sondern eine Aufforderung an den Staat, jetzt zu handeln.« Daß einige Paderborner ihr natürliches Recht so und so mißverstanden haben, soll hier nicht unterstellt werden. Immerhin aber berichtete »Focus« im Januar 1997 durchaus nicht ohne Sympathie von einer »Aktion Selbstjustiz: Nach dem Mord an einem brutalen Schläger sammeln Bürger nun Spenden für den Täter«.

Der neuen und der alten Rechten verhilft »Focus« zu einem Massenpublikum. In einem großen Artikel über die »89er« wagte Michael »Hobbes« Klonovsky die These, »daß die einzigen für Hitler wirklich gefährlichen Opponenten, die Männer des 20. Juli 1944, rechts von ihm standen«. Ob er in der Volksgemeinschaft noch zuviel Sozialstaat entdeckte? Ganz selbstverständlich benutzt er Begriffe wie »multikriminell« und »Gesinnungspresse«, er porträtierte Figuren wie Klaus Rainer Röhl und gab seitenlange Passagen aus dessen »Phrasenlexikon« in Druck. Der »Selbsthaß der Deutschen« sei schuld, daß sie »ihren Dichter« Ernst Jünger nicht gebührend feiern mögen. Wer ihre »Schuldgefühle instrumentalisiert, steuert die öffentliche Meinung«. Die »nach dem Scheitern des Sozialismus frustrierte Linke« suche verzweifelt einen Feind und führe unter dem Banner der Political correctness einen »geistigen Bürgerkrieg«. Ernst Nolte forderte »Tabufreiheit im Umgang mit der Geschichte des Dritten Reichs« und bescheinigte im Gespräch mit Klonovsky manchem »Zweifler am Holocaust«, daß er »die Dinge mit so viel Kenntnis und Argumenten behandelt, daß man das nicht durch Schweigen aus der Welt schaffen soll«.

Auch der Chefredakteur beklagte am 8. Mai 1995 den »Selbsthaß der Deutschen«. »Schon am Vorabend wurden in >Talk im Turm< 19 Millionen Wehrpflichtige von einigen Gästen als Verbrecher denunziert.« Dagegen war die Rede François Mitterrands, der in vielen deutschen Soldaten »ganz einfach ehrliche Menschen« zu erkennen glaubte, »eine Wohltat für alle unsere Väter und Großväter, die sich innerhalb der schrecklichen Regeln des Kriegs korrekt verhalten haben«. Der Gedanke, daß sich unkorrekt verhalten muß, wer in einem verbrecherischen Krieg nicht zum Verbrecher werden will, wird Markwort schon aus familiären Gründen unbegreiflich bleiben. Dafür las er in »Focus« die schönen Sätze: »Wer zum Feind überlief, gefährdete das Leben der Kameraden«, und »ungezählte Männer und Jungen der Hitlerjugend büßten für ihre Ideale in Kriegsgefangenschaft«. So schloß Markwort seine Betrachtung mit dem Seufzer: »Schade, daß mein wehrpflichtiger Vater die Rede dieses mutigen Franzosen nicht mehr hören konnte.«

Seit vier Jahren füttert das modernste aller Nachrichtenmagazine nun den Kopf und nicht die Vorurteile. Ebenso lange lesen wir keine Umwege mehr. Daß die Telekom überhöhte Rechnungen verschickte, war der größte Skandal, der sich in dieser Zeit aufdecken ließ. »Focus« stürzte keine Regierung und trieb keinen Politiker in den Selbstmord. So etwas sei gar nicht seine Absicht, wird Markwort beteuern, und sein Verleger darf ohnehin mit dem Anzeigengeschäft zufrieden sein. Doch einmal zog auch »Focus« einen Riesenknüller, ja Mega-Scoop an Land - selbstinvestigiert, weltexklusiv und hundertprozent faktenproof. Damit es jeder merkte, schrieb Markwort in sein Tagebuch: »Wir hatten die Nachricht aus einer erstklassigen Quelle und verbreiteten sie exklusiv: Nach den Erfahrungen bei der EM soll es bei künftigen Turnieren kein Golden Goal mehr geben. Die Meldung ging um die Welt. Tags darauf erklärte ein mittlerer Funktionär, er wisse von nichts. Verwirrung und irritierte Dementis. Heute hat die wichtigste aller Fußball-Quellen >Focus< bestätigt. FIFA-Präsident Havelange erklärte in Rio klipp und klar: Kein Golden Goal bei Olympia und auch nicht bei der WM. Wir freuen uns über unseren Volltreffer.«

Konkret 04/97, S. 64

**Knud Kohr**

# Buch & Deckel

**Tobias O. Meißner: Starfish Rules. Rotbuch Verlag, Hornburg 1997, 288 Seiten, 38 Mark**

Wenn die Werbung ein Buch als »Synthese von Franz Kafka und Quentin Tarantino« anbiedert, wenn überdies zweieinhalb Dutzend verschiedene Schrifttypen durch seine Kapitel wimmeln, dann liegt der Verdacht nahe, es mit einem kapriziösen, selbstgerechten, unerträglich eitlen Machwerk zu tun zu haben, das vom Verlag mutwillig zum Ereignis hochgejubelt werden soll. Als ich jedenfalls *Starfish Rules* in die Hände bekam, war ich wild entschlossen, ihm keinerlei Chance zu geben. Doch dann begann ich zu lesen, und die Geschichte sog mich ein wie ein Mahlstrom.

Der junge Berliner Robert Tondorf - ein jüdischer Student und Jazzliebhaber - stiehlt im Jahre 1937 den Äolosschlauch aus dem Pergamon-Museum und schmuggelt ihn in die USA. Äolos, der griechische Gott der Winde, soll der Sage nach die Kraft der Stürme in diesem Lederschlauch gesammelt haben; wer ihn öffnet, ist im Besitz der mächtigsten Waffe der Welt.

Tondorf will verhindern, daß die Nazis den Schlauch mißbrauchen und fährt in die USA, um ihn dort den Machthabern zu übergeben. Das jedoch ist schwerer als gedacht: Die USA in Meißners Roman haben nämlich mit dem historisch realen Staat so gut wie nichts zu tun. Präsident Roosevelt ist eine hilflose Marionette. Um die Beherrschung des dem Untergang geweihten Landes kämpfen das gigantische Wirtschaftsgeflecht SanguiNET, der Verbrecherkönig SinKing, der blinde Seher und Erfinder Cordwainer sowie die plündernd umherziehenden Befreiungsarmeen der schwarzen Amerikaner (das New Pride Movement) und der roten Ureinwohner (die Native Organized Warriors).

Tondorf irrt zwei Jahre durch dieses Land, also bis zum Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Immer tiefer verstrickt er sich in den vielfältigen Verbindungen zwischen den einzelnen Kriegsparteien, wird zum Agenten oder Werkzeug mal der einen, mal der anderen Seite, letztendlich sogar zum mehrfachen Mörder. Doch immer mehr erkennt er, daß für alle um ihn herum nur noch gilt, was ein Profikiller am Anfang der Geschichte »Starfish Rules« genannt hat: Haß, Gewalt, Chaos, Sex und Revolution. Nach zwei Jahren zur machtvollen Figur in den Kämpfen geworden, öffnet er selbst den Äolosschlauch und läßt damit auf dem gesamten Kontinent Naturkatastrophen ausbrechen.

Lange habe ich nach der Lektüre überlegt, ob Meißner mit diesem Buch einen düsteren Thriller vorlegen wollte oder doch eher ein zivilisationskritisches Menetekel, die Metapher einer Allegorie vielleicht oder irgendwas anderes, superwichtiges in der Art. Schließlich fiel mir ein, daß mir das komplett egal ist. *Starfish Rules* mit seiner labyrinthischen Struktur, seinen tausend Erzählperspektiven, seinen kryptischen Andeutungen und seinen bluttriefenden Gewaltorgien ist ein Alptraum, aus dem man ungern erwacht. Wahrscheinlich ist es das Beste, was ich seit langem gelesen habe.

Konkret 04/97, S. 64

**Frank Schäfer**

# Buch & Deckel

**Robert Darnton: Denkende Wollust. Zwei Romane aus dem 18. und ein Essay aus dem 20. Jahrhundert. Die Andere Bibliothek, Eichborn Verlag, Frankfurt a.M. 1996, 342 Seiten, 48 Mark**

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte das Jahrhundert der Aufklärung durchaus den Eindruck erwecken, es habe mit pornographischer Literatur nicht sehr viel anfangen können: Wer soviel Wert legt auf eine rationale Lebensgestaltung und geradezu notorisch die Domestizierung der Leidenschaften predigt, dem mag man die notwendige Sinnlichkeit nicht zutrauen. Bekanntermaßen trügt der Schein - und jeder, der es nötig hat, kann sich nun aufs Schönste vom Gegenteil überzeugen, indem er den neuesten Band der von Hans Magnus Enzensberger herausgegebenen »Anderen Bibliothek« zur Hand nimmt. In neuer Übersetzung werden hier zwei wirkliche Meilensteine erotischer Literatur des 18. Jahrhunderts wieder zugänglich gemacht: Jean-Charles Gervaise de Latouches *Histoire de Dom Bougre* und die *Thérèse philosophe* des Jean Baptiste d'Argens. Der renommierte Oxforder Literaturhistoriker und Kenner der Aufklärungszeit Robert Darnton hat einen informativen, wenn auch bisweilen etwas redundanten Einleitungsessay beigesteuert (den man freilich schon 1994 in der Zeitschrift »Lettre International« lesen konnte).

Darnton läßt keinen Zweifel daran, daß die Protagonisten der Aufklärungsbewegung der Gattung Pornographie, die noch gar nicht als Gattung existierte, sondern den »philosophischen Büchern« zugeschlagen wurde, durchaus schriftstellerische Aufmerksamkeit schenkten. Zum einen weil man sich die enorme Popularität der Erotica zunutze machen wollte, um die Botschaft der Tugend und der Vernunft möglichst breit zu streuen; zum anderen jedoch, weil man den didaktischen Wert des Themas Sex erkannte. Darin nämlich ließen sich die zentralen Anliegen der Aufklärung spiegeln - und auf drastisch-anschauliche Weise der lesenden Öffentlichkeit nahebringen. Beispielsweise die These von der ursprünglichen Gleichheit der Menschheit im Naturzustand. Im Bett ist alles Natur - hier haben Abbé oder Graf genauso ihren Mann zu stehen wie Bauer oder Pferdeknecht: ohne jeden Standesvorteil. Das mußte auch dem ausgemachten Simpel unmittelbar einleuchten.

Das Bett, der große Gleichmacher: der Stände(r), zum Teil aber auch der Geschlechter. So geben Frauen nicht nur die Rolle des allzeit verfügbaren, mit unersättlicher Libido ausgestatteten Spielzeugs für männliche Mußestunden, obwohl auch dieses Stereotyp natürlich nicht fehlen darf, ihnen kommt bisweilen ein für die Verhältnisse des Ancien regime recht erstaunliches Maß an Individualität und Selbstbestimmung zu. Die gleichnamige Protagonistin aus *Thérèse philosophe* zum Beispiel darf nicht nur ihre Kopulationspartner und die in Frage kommenden Beischlafpraktiken selbst wählen, sie braucht auch weder zu heiraten noch Kinder zu bekommen (was im 18. Jahrhundert allemal eine lebensgefährliche Angelegenheit war). Aber natürlich beherrscht - zumal im *Dom Bougre* - die krude männliche, von Masturbationsphantasien verstellte Optik das erotische Geschehen, die noch eine Vergewaltigung zu einem erfüllten sinnlichen Erlebnis für die Frau werden läßt.

Aber um die sexuelle Emanzipation der Frau ging es den Aufklärern allenfalls am Rande. Ihre liebste Zielscheibe war die Kirche (die katholische zumal), ihre - erklärtermaßen - vorrangige Aufgabe, die Absurdität der orthodoxen Lehre zu entlarven und den Glauben auf eine rationale Grundlage zu stellen. Auch das läßt sich gut machen im erotischen Genre. Wo könnte man besser die scheinheilige Sexualmoral des christlichen Glaubens oder den Unsinn des Zölibats geißeln? In der blühenden Phantasie der Autoren, die sich mitunter aber auf historisch Verbürgtes stützt (wie in der *Thérèse philosophe),* erscheinen die Klöster dann auch als wahre Lasterhöhlen: die Patres onanieren bei pikanten Geständnissen im Beichtstuhl; Betschwestern und Novizen sind Freiwild der sprichwörtlich geilen Mönche; man feiert Orgien im klostereigenen Bordell und treibt den Teufel mit dem Phallus aus.

Was im religionsphilosophischen Kern zur Disposition steht, ist die Verteufelung der Konkupiszenz, mit anderen Worten das Erbsünde-Dogma. Beide Verfasser schreiben dagegen an, und vor allem d'Argens, übrigens ein guter Freund des eher asketischen Friedrich 11., erweist sich als Meister aufgeklärter Rabulistik. Er konstatiert, daß auch die sinnliche Leidenschaft - wie alles auf der Welt - einen göttlichen Ursprung haben müsse, und seine Argumentation ist schlagend: Nur wenn man voraussetze, daß eine andere Instanz, etwa die Natur oder der Teufel, mächtiger sei als Gott, nur dann könne man die sinnlichen Leidenschaften von Gott separieren. Das aber wäre Blasphemie. »Wenn sie (die anderen Instanzen) ihm untergeordnet sind, dann mußte Gott also erlaubt haben, daß diese Leidenschaften in mir waren, und sie sind sein Werk.« Daraus folgt nun wiederum, daß man guten Gewissens und ohne Scham den sinnlichen Freuden frönen dürfe: »Er gab uns das Bedürfnis zu essen, zu trinken und alle Freuden zu genießen. Warum sollten wir also erröten, wenn wir seine Absichten erfüllen?«

Vor gut zwei Jahren haben die wiederaufgefundenen *Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen* von J. M. R. Lenz, die ja mit ähnlichen Thesen aufwarten, für einige Aufmerksamkeit gesorgt. Auch sie wollen den »Trieb, sich zu gatten« gegen die abergläubischen Vorwürfe der Kirche in Schutz nehmen. Vor dem Hintergrund der *Thérèse philosophe* sind sie jedoch weit weniger spektakulär als damals angenommen: Lenzens Argumentation geht kaum einmal über das

hinaus, was dieser erotische Bestseller bereits 1748, also über drei Jahrzehnte vor den *Philosophischen Vorlesungen* propagiert hatte - und was dann vermutlich bald zur aufgeklärten Communis opinio gehörte.

Das Interesse der Aufklärung an Pornographie beruht jedoch nicht allein auf ihrem antiklerikalen bzw. religionskritischen Impetus, es ist außerdem erkenntnistheoretisch fundiert: Nach dem damals allgemein verbreiteten - erst vom kantischen Kritizismus abgelösten - Sensualismus geht alle Erkenntnis auf sinnliche Wahrnehmung zurück; der erotischen Empfindung, der sinnlichsten aller Wahrnehmungen, kommt damit ein ganz besonderes Erkenntnispotential zu. Folglich wird die Entdeckung der Sexualität, vor allem die Defloration, häufig von der Vorstellung eines intellektuellen Durchbruchs begleitet. Thérèse beispielsweise beginnt erst zu philosophieren, als sie die Wonnen der Onanie kennengelernt hat: »Die Finsternis meines Geistes zerstreute sich, und allmählich lernte ich, folgerichtig zu denken und zu urteilen.«

Nach alldem wird man mit Robert Darnton übereinstimmen, »daß Sex gut für das Denkvermögen ist«. Freilich »nicht nur für die Zeitgenossen des Ancien regime, sondern auch für jeden, der sie verstehen möchte«.

Konkret 04/97, S. 65

**Michael Scharang**

# Buch & Deckel

**Peter Handke: Zurüstungen für die Unsterblichkeit. Ein Königsdrama. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1997, 134 Seiten, 32 Mark**

Dichtung? Heutzutage? Wovon könnte sie erzählen?

Von der neuen Zeit.

Neue Zeit? Neu daran sind doch nur Kleinmut, Ohnmacht, Verdrossenheit.

Richtig. Gerade dieser Eigenschaften wegen ist die neue Zeit bemerkenswert und ist von ihr zu erzählen.

*Kleinmut:* Proben von Mut sind zur Genüge erbracht worden. Der mutig Dahinstürmende, was für ein Anblick, verglichen mit dem kleinmütig Zögernden. Wenn der Kleinmütige jedoch nachhinkend an die Stätte kommt, an welcher der Mutige sich erprobt hat, ist dieser bereits verbrannt und eins geworden mit der verbrannten Erde. Der Kleinmütige zögert sogar jetzt: Darf er, wie er möchte, Abscheu empfinden vor jenem Mutigen, oder muß er nicht doch Bewunderung aufbringen?

Dichtung, die von der neuen Zeit erzählt, schmeichelt dem Kleinmut nicht, versichert ihm aber, daß er menschengemäßer ist als Mut. Dichtung selbst ist nicht mutig, sie ist übermütig. Die wackelige Wahrheit des schlechten Neuen ist ihr lieber als die Lüge vom guten Alten. Dichtung becirct den Kleinmut, sich wenigstens einmal als Juwel zu bestaunen.

In Handkes ebenso schöner wie wundersamer Theaterdichtung *Zur□ stungen f□ r die Unsterblichkeit* ermuntert die Wandererzählerin den über sich selbst stolpernden Gesetzessucher zum Übermut: »Vermeide die Vollständigkeit - bleib lückenhaft. Spiel das Gesetz nur an, und um es herum. Laß Dich dabei eher erwärmen von gar nichts, als erhitzen von einer Idee.«

*Ohnmacht:* Wie erholsam nimmt sich heutige Ohnmacht aus nach der Regentschaft einer Macht, deren Ausdrucksform so lange der Krieg war, bis sie sich nur mehr in Weltkriegen artikulieren konnte. Danach ward Macht gerade noch akzeptiert, um Krieg und, letztlich, um sich selbst, um Macht zu verhindern. Das Blutbad wird umgebaut in ein Kurbad. Die Blutrünstigen beklagen das als allgemeine Ohnmacht.

Dichtung, die von heute erzählt, spricht von jener Ohnmacht als von einem Vorfrieden, der zum Frieden erst werden kann, wenn der Krieg tot ist. Mit dem Krieg schließt die Dichtung keinen Frieden. Handkes Wandererzählerin erzählt die Krieger aus der Welt hinaus: »Aufgrund eurer Häßlichkeit werdet ihr hiermit aus der Welt gestrichen. Eure Geschichte ist aus.«

*Verdrossenheit.* Je größer die Zuversicht, mit der in die Zukunft aufgebrochen wird, desto gewisser die Katastrophe. Wer die Geschichte an seiner Seite wähnte, geht nun am Stock. Wer auf die Vorsehung setzte, muß an der Börse von vorn anfangen. Man hat verloren, was nichts getaugt hat, ist aber angesichts des Verlustes nicht froh, sondern verdrossen. Das ist die Stimmung der Zeit, der kleinbürgerlichen Epoche.

Taucht ein Problem auf, ein wirtschaftliches, ein soziales, ein seelisches, laufen freilich Abertausende zusammen, gruppieren sich zu Symposien und Konferenzen, stellen Überlegungen an und errechnen Lösungen. Abertausende wissen, wie alles besser zu machen ist, Abertausende sagen, daß man nicht auf sie hört: die verdrossenen Helden der Epoche.

Dichtung, die von dieser Zeit erzählt, besingt die Verdrossenheit als die Melancholie der neuen Epoche. Viele haben viel zu sagen, sie werden gefragt und angehört. Verfolgen sie den Weg ihres Wissens in die Praxis, verliert sich die Spur. Chance für Melancholie.

Handkes Gesetzessucher macht den Menschen die Melancholie wertvoll durch »die neuen Menschenrechte«: »Das Recht auf die Ferne, täglich. Das Recht des Raumsehens, täglich. Das Recht auf den Nachtwind im Gesicht, täglich.« Und »ein neues Grundsatzverbot« gibt den abertausenden Anstrengungen, es anders, besser zu machen, ein Ziel: »Das Verbot der Sorge.« In einem Theaterstück wird, fröhliche Ungeheuerlichkeit, das Verbot der Sorge proklamiert. Wer dem eine Endzeit vorzöge, wird enttäuscht, denn »auch die Endzeiten sind vorüber«.

Dichtung sagt nicht, breite die Arme als Flügel aus und fliege ins Tal. Aber doch: Laß dich beflügeln. Sie sagt nicht, laß dich nieder auf dem Grund des Sees. Aber doch: Geh den Dingen auf den Grund. Denn Dichtung ist, wie gesagt, übermütig. Und der Mut des Dichters ist der Übermut.

Konkret 04/97, S. 66

**Jürgen Roth**

# Im Röhricht

**Wolfgang Koeppen und Arno Schmidt: Was macht den Unterschied? Das Romanprojekt »Lilienthal 1801, oder Die Astronomen«**

Kein Autor, so darf angenommen werden, beschließt, zu Lebzeiten seine Arbeit für vollendet und abgeschlossen zu erklären. Zwar wirkt man gerne an diversen Werkausgaben - Zwischenberichten, Etappenresümees - mit, doch der Überhang ist bereits in Produktion. Ausnahmen wie Helmut Heissenbüttel tun wenig zur Sache. Von Bedeutung sind die endlosen Mutmaßungen über das singuläre, schlechthin überragende, jedenfalls noch zu schreibende Opus, zu denen vom Verleger über den Leser bis zum Redakteur tatsächlich beiträgt, wer entweder an der Entfaltung eines literarischen Kosmos Interesse hegt oder sein Steckenpferd pflegt wie die Salatbeete hinterm Haus.

Anfang des Jahres präsentierte der »Spiegel« (l/97) »unveröffentlichte Reisenotizen von Wolfgang Koeppen«. 81jährig war Koeppen 1988 auf eine Schiffstour gegangen. In Sri Lanka notierte er: »Interessantes Leben, doch die Glut der Sonne.« Später: »Ich esse einen Fisch aus dem Ozean.« Arno Schmidt wäre in den Genuß dieses Fisches nie gekommen. Selbst wenn er sich trotz seiner Abneigung gegenüber dem wirklichen Reisen tatsächlich durchgerungen hätte - das Geld wäre nicht aufzutreiben gewesen. Und erst 1977 stellte Jan Philipp Reemtsma die notwendigen finanziellen Mittel u.a. für jenes überdimensionale Romanprojekt bereit, um das sich seit Schmidts frühem Tod 1979 allerlei Legenden ranken.

Was an Vorarbeiten von *Lilienthal 1801, oder Die* Astronomen, einem am Ende auf » 1500 bis 1600 DIN-A-3-Seiten« angelegten Vorhaben Schmidts, sich im Nachlaß des Dichters fand, wurde nun von der Arno Schmidt Stiftung publiziert. Herausgekommen ist dabei mehr eine Dokumentation denn ein »lesbares« Buch, und Schmidt firmiert gar nicht erst scheinheilig als Verfasser, der Arno *Schmidts Lilienthal autorisiert* hätte.

Diese wohltuend zurückhaltende und doch nur dem Gegenstand angemessene Editionspraxis wird jedoch, man weiß es längst, keine Schule machen. Verwenden die Nachlaßverwalter hie ihre Arbeitskraft auf eine Philologie der Anschauung, deren intellektuelle Präzision und handwerkliche Brillanz der großformatige, teils mehrfarbige Lilienthal-Druck eindrucksvoll unter Beweis stellt, dürfte Suhrkamp bei der anstehenden Veröffentlichung eines in Schuhschachteln gefundenen (fragmentarischen) Koeppenschen Frühwerks und diverser Klein- bis Kleinstnotate weniger skrupulös verfahren. Schon die indiskutable Ausgabe der Schriften Adornos setzte vor Jahren Maßstäbe. Auch diesmal sollte man sich nicht genieren, eilfertig den späten, postumen, bruchstückhaften Koeppen hintereinander wegzudrucken und, die Wette gilt, als »neuen Koeppen« anzupreisen.

Zu Bargfeld kann man allerdings ohne Rücksicht auf die Gesetze des Buchmarktes edieren - und zwar ehrlicherweise, so der Untertitel, *Fragmente eines* nicht *geschriebenen Romans* in der streng limitierten und auf die Bedürfnisse des Schmidt-Sachkundigen zugeschnittenen 2.000er-Auflage. Mit Koeppen, 1984 Arno-Schmidt-Preisträger, sind indes ein paar alte Rechnungen zu begleichen. Die Vorschüsse seines treuen und ergebenen Verlegers Siegfried Unseld wurden nicht weniger prominent als Koeppens Ankündigungen, er sitze just an einem neuen Buch und liefere in absehbarer Zeit. Der sympathisch faule und allseits zum »Genie« beförderte Romancier aber entwarf nur wie ein Wilder und scheiterte oft schon nach dem ersten Satz. So entwickelte Koeppen das Projektieren seines großen Altersromans zur Kunstform - und lebte behaglich davon. Allzugerne läsen wir den sorgfältig zusammengestellten Briefwechsel zwischen ihm und Unseld: der, Hand aufs Herz, wohl nicht weniger kunstfertig und komisch wäre als die virtuelle Novelle.

Weil Koeppens letzter Roman nie zustande kam, weil letzte Romane meist letzte Romane sind, die nie zustande kommen - andernfalls wären sie vorletzte Romane, hinter denen sich schon die Skizzen zum jeweils nächsten, dann wirklich letzten verbergen - , gelangte eben seine offenkundige Arbeitsunfähigkeit zur Berühmtheit. Anders ist nicht zu erklären, warum der »Spiegel« ihn einträchtig mit der übrigen Medialblase einen großen Blockierten, legendären Schweiger und - nunmehr nachsichtig - »Romanträumer« nennt, vice versa aber den Intellektual- und weniger Popular-Romancier Arno Schmidt, der sich früh und beharrlich gegen eine Nation und ihre Eliten wandte, die dem »Spiegel« heute recht teuer sind, als selbst durch »die dicke Geldspende« nicht in die Gänge kommenden Versager, ja: Ver-Zettel-ten belächelt; denn an einem quasi irren »Lieblingsplan« habe die Heideexistenz herumgedoktort. Na dann.

Koeppen war »ein >faulen (Koeppen über Koeppen) und«, so der »Spiegel«, »planloser Schreiber«. Schmidt verkörperte, falls derartige Bezichtigungen von Belang und aufschlußreich sein sollten, das genaue Gegenteil. Er lebte in ärmlichen Verhältnissen, plagte sich mit Auftragsarbeiten herum, und als Reemtsma pekuniäre Sicherheit bot, war er bereits zu krank, um *Lilienthal* noch (einmal) in Angriff nehmen zu können. Von Koeppens angeblicher »fataler Willensschwäche« (»Spiegel«) keine Spur. Er wollte, aber irgendwas kam immer dazwischen, schließlich der Tod.

Bernd Rauschenbachs einleitende Rekonstruktion zeichnet den Entwicklungsgang eines Werkes nach, das entgegen den naßforschen Urteilen des »Taz«-Feuilletons (»das Wort ersetzt die Tat«, ruft man dem Schwächling hinterher) eben keine »selbstgestellte Konzeptionsfalle« (»Taz«) gewesen ist. *Lilienthal* sollte die Gattung Roman auf ein Niveau bringen, das

*Zettels Traum* nicht erreicht hatte. »Nein, der Roman hat noch gar nicht richtig angefangen«, konstatiert Schmidt 1970 gegenüber dem »Spiegel«; und: »Wenn ich noch einmal ein solches Stück in Angriff nehmen sollte, wird es ein Vier-Spalten-Buch, wenn allerdings diesmal in einer ganz anderen Art. « - »Zu hohes Alter, zu schlechte Gesundheit, zu wenig Geld« sprächen freilich dagegen. Doch bereits Ende 1959 hatte Schmidt seine Zettelkästen geplündert, große Teile der *Lilienthal-Auf*zeichnungen waren in *Kaff auch Mare Crisi*um aufgegangen. Über die nächsten knapp zwanzig Jahren findet *Lilienthal* nur noch selten Erwähnung. Es blieb stets »das übernächste Buch« (Rauschenbach).

Staunend können wir heute geringe Fortschritte und große Rückschläge nachvollziehen, von denen ein erzählerisches Projekt betroffen war, das nie mehr hatte sein können als eine Sammlung von nun in vorbildlicher drucktechnischer und typographischer Qualität dargebotenen Handlungsgerüsten, Personenverzeichnissen, Szenenentwürfen, Notizzetteln und Dokumenten der Ortserkundung. *Lilienthal* hätte an drei Tagen des Jahres 1801 gespielt: Im Haus des Oberamtmannes und Amateur-Astronomen Schroeter, der anerkanntermaßen das größte Fernrohr Europas sein eigen nennt, treffen neben einigen Bewohnern der gleichfalls firmamentverständige Hauslehrer Harding, die aus Frankreich geflohene Revolutionärin de Robbillard de Champagne und der preußische Oberst von Massenbach zusammen, um die Sternwarte zu besichtigen, Alltagsverrichtungen und Ausritte in die Umgebung zu absolvieren und Gespräche zu führen: über Mond-Kartographie und Mondbevölkerung, Planeten-Entdeckungen, die politische Zukunft Europas unter Napoleon und die Französische Revolution - streng dialogisch gefaßte Positionen und Gedankenspiele, zu denen allenfalls Bauern »als Troll = und Rüpel = Elemente« hinzutreten sollten. Recht viel mehr als diese Umrisse ist nicht mehr kenntlich zu machen.

Ungleich packender stellt sich das edierte dichte, chronologische Material zu *Lilienthals* »Nicht-Entstehung« dar: Korrespondenzen und Tagebucheinträge über äußerst schwierige Literaturbeschaffungsmaßnahmen, enthusiastische Prognosen, katastrophale Einbrüche und scheinbar abgeklärte Verwerfungsgesten führen diesen zwanzig Jahre projektierten Roman in einer Art permanentem Status nascendi vor.

Der Hinderungsgründe sind zu viele: Taucht am 13. April 1955 erstmals die Idee zu einem »Roman über die Lilienthaler Sternwarte« auf, erfahren wir bereits vier Monate später: »Viele und nichtswürdige Notizen zu >Lilienthal(.« Am 2. September desselben Jahres munkelt Schmidt: »Lilienthal ... Was ich davon vollenden kann, weiß ich nicht. « Dabei ist es noch gar nicht richtig losgegangen. Alice Schmidt hält im Tagebuch am 15. April 56 fest: »A. macht Schnabel-Auszüge und hat Einfall, auch in Lilienthalgeschichte Insel Felsenburg anzubringen (Gesellschaftsform (Kommunismus darin!) diskutieren.« Der Roman, die »Jauchegrube« (31.7.56), soll überschaubar sein, »zwischen 150 und 175 Seiten bekommen« (12.8.56), »Lilienthal würde das Meisterstück« (25.11.56), doch Darmstadt (»Scheiß = Darmstadt«) macht trotz mächtiger Fortschritte alles zunichte: »Die Notizen fließen pausenlos. Wenn ich nachts aufwache ... fahre (ich) prompt eine Stunde später auf, tappe nach dem Schreibblock, und kritzele im Finstern 10 Zettelchen voll ... *: Aber aus Darmstadt muß ich fort!!!* Das ist das ganze Geheimnis: südlich der Mainlinie kann Lilienthal nicht entstehen« (7.12.56).

Eine Conditio sine qua non - wie akzeptable Verkaufszahlen. 116 Exemplare, wird ihm am 2. Februar 57 gemeldet, habe man vom *Steinernen Herz* verkauft: »Todesstoß!!!« - »Lilienthal aufgabereif!« Folgen Alkohol, Schlafstörungen. Acht Tage später steht das »endgültige Personenverzeichnis« *zu Lilienthal,* erst Ende 57 - Übersetzungen, Korrekturarbeiten (»Rendezvous mit dem Wahnsinn!«) und etliche andere Malaisen durchkreuzen Schmidts Recherche, ein paar Karten bleiben übrig und die Idee, das Hauptpersonal mit typographisch umzusetzenden Ideogrammen auszustatten - liegt ein provisorischer Handlungsrahmen vor. Die in vier Wochen heruntergeschrubbte formidable *Gelehrtenrepublik* verstand Schmidt nachträglich indessen als »bloße Handübung .... um für )Lilienthal< die Kompositionstechnik größerer Massen in den Griff zu bekommen«.

Wie gehört: Das eine Buch gelingt im Handumdrehen, das andere wird, inexistent, zum Klotz am Bein - und zum Ausdruck der Mühsal einer schriftstellerischen Existenz ohne Anschluß an die herrschende Kulturbürokratie. Es ist nicht allein das Verdienst des Lilienthal-Bandes, den mal stockenden, mal zügigen Prozeß der Werkanbahnung en detail und in vielzähligen medialen Vermittlungen an Schmidts Zeichnungen, Ordnungskarten und Zettelkästen qua exzellenter Transkription sichtbar zu machen; zu loben ist gleichermaßen der unverstellte Blick auf eine kärgliche Ökonomie, die über den Einsatz von Kunstmitteln gebietet. Mehrmals stand Schmidt vor der Entscheidung, die »alte Schreibtechnik (= neue) aufzugeben - es geht Niemand mit« (22.12.57); sie »ist zwar gut, und zukunftsweisend gewesen; aber die Denkgeschwindigkeit d. Publikums ist - wie beim frühen Film - doch noch zu ungeschult« (23.12.57). Eine Entscheidung für »Romane á la Dickens« hätte den innovativen Dialogroman *Lilienthal* (»kein )Ich< diesmal; da 4 (3?) verschiedene, gleichwertige, Handlungs= und Gesinnungsflüsse«) in seiner Substanz getroffen. Und sie hat es, auch wenn Schmidt sie niemals umsetzte.

Am 1. Januar 58 - mit Hilfe des Alkohols - doch noch ein Aufbäumen: Zwei Seiten schafft Schmidt, und sei es, daß er sich selbst Mut zuspräche, schreibt er später mit kräftigem Bleistiftstrich unter die verworfenen Blätter: »Durchgestrichen 4.1.58 - Aber es geht! Erst noch 1 Monat Notizen ordnen, und den Plan ganz genau festlegen. Sch.« Über allzeit mythische erste Sätze ging es leider trotzdem nicht hinaus: »Allererst. / «Nichts niemand nirgends nie, nichts niemand nirgends nie» Es schalkt und marxt vorn im Röhricht.«

Was aus *Lilienthal* geworden wäre, weiß niemand, nirgends. Nur der »Spiegel« und mit ihm seine Leser wissen: Das »Buch eines Spanners wär's halt geworden«. Ja, genau das wär's dann halt geworden, auch wenn die Nachrichtenmagazinler evtl. zu einem besonnenen Urteil gelangt wären, hätten sie sorgfältiger gelesen; nämlich beispielsweise Schmidts Brief an S. Unseld vom 14. Juni 63: »Also klipp & klar dieses: wenn ich überhaupt noch eines der erwähnten Großen Stücke angehen sollte, dann müßte schon Jemand kommen, der mir für, sagen wir zunächst 3 Jahre ein monatliches Fixum zahlte, und zwar nur aufgrund dieses 1 zu erwartenden Buches. Überdem müßte er sich verpflichten, das Stück dann, ohne sonderlich zu murren - (etwas murren, auch im Stillen mich für meschugge halten darf er immer) - buchstaben = & zeichengetreu zu bringen; und noch ein paar Kleinigkeiten mehr.«

War es ein Fehler Schmidts, anders als Koeppen gutgläubig mit offenen Karten zu spielen? Oder schrieb er die falsche Literatur?

---

Arno Schmidts Lilienthal 1801, oder Die Astronomen. Fragmente eines nicht geschriebenen Romans. Unter Mitarbeit von Susanne Fischer herausgegeben von Bernd Rauschenbach. Haffmans Verlag, Zürich 1996, 172 Seiten, 180 Mark

Konkret 04/97, S. 68

**Michael Rudolf**

# Melodie & Rhythmus

**The Raging Honkies: Boner; Intercord FM Einheit: Sensation Death; RTD**

Wenn Sie auf den Namen Michael Landau hören, einen baßspielenden Bruder namens Teddy vorweisen können und mit dem trommelnden Abe Laboriel Jr. befreundet sind, dann dürften Sie genau richtig im Trio The Raging Honkies untergebracht sein, denn die Genannten wuseln da auch entschieden mit, und Sie, festhalten, Mr. Landau, sind da sogar Leadgitarrist. Diesen Ihren Job tun Sie nun freilich, wie zu vernehmen ist, mit dergestalt einzigartigem Engagement, daß international namhafte Größen like Jeff Beck, Eddie van Halen oder Steve Lukather (na gut, der nun wieder nicht so) zu erklärten Verehrern ihrer instrumentalen Aktivitäten zählen und ihre Münder nicht mehr zukriegen. Das soll uns keineswegs davon abhalten, die zweite Platte der Honkies ein klein wenig weniger zu loben; die erste war wohl besser.

»Boner« legt die Latte mehr am Songwriting an. Das mag, wenden Sie, Mr. Landau, zu Recht ein, nichts Verwerfliches schlechthin sein, doch wagt der Hörer bescheiden zu entgegnen: Ein so (wenn auch nur phasenweise) trübseliger Seattleaufguß muß es freilich nicht sein. Wie schon die Plattenfirma richtig schreibt, lassen sich The Raging Honkies prima unter Bluespunk rubrizieren; okay, das Nirvana-Gedudel wünschen wir uns beim nächsten Mal wieder weg, dafür mehr Hendrix-Gitarre hinzu. Die, nämlich, haben Sie ja aufs beste in die neunziger Jahre transkribiert. So etwa bei »Mary Lou« und »Beautiful Sandwich«, das ist schon Vergnügen, wie Sie da übers Brett fliegen. Wirklich, schön gemacht.

So, jetzt brauchen Sie nicht mehr zuzuhören, denn hier soll noch der neuesten Einlassung FM Einheits laudiert werden. Wer ein halbwegs funktionierendes Ensemble (wie die Einstürzenden Neubauten) zum rechten Zeitpunkt verläßt, der kann so dumm nicht sein. Und wo die meiste Energie abgeblieben war, die wir letzthin auf »Ende Neu« so erbärmlich vermissen sollten, ist uns mit »Sensation Death« klar wie Soßenfond. Als Rhythmiker zeigt FM Einheit dezidiert und engagiert, wo die Trommelstöcke hängen. »Sensation Death« ist der Soundtrack zum gleichnamigen Tanztheaterstück von Rica Blunck und - klingt gut. Zweifler mögen einwenden, Soundtracks sind immer wie ein bißchen amputiert. Stimmt nicht. »Sensation Death« funktioniert eben gerade als Dance-Platte, und da sogar wie nicht gescheit. Minimal music und ab und an ein Stückchen bizarr bluesige Industrialanleihen funkeln dazwischen, und wenn FM Einheit nicht immer alles so furchtbar ernst nähme, darf er ja den Technofritzen ruhigen Gewissens einmal zeigen, daß es neben dem 4/4 noch ganz ganz andere Taktarten gibt. Oder etwa nicht?

Konkret 04/97, S. 68

**Rayk Wieland**

# Melodie & Rhythmus

**FM Einheit/Andreas Ammer: Deutsche Krieger; Rough Trade/Our Choice**

Nach den bravourösen Hörstücken »Apocalypse Live« und »Radio Inferno«, die angenehm wüste Collagen aus Musik- und Wortsequenzen vorstellten, liegt nunmehr die neueste Höroper von Ammer/Einheit »Deutsche Krieger« vor, die in drei Teilen die deutsche Geschichte zum Thema hat: »Kaiser Wilhelm Overdrive«, »Adolf Hitler Enterprise« und »Ulrike Meinhof Paradise«. Abgesehen von der Pop-Titelei überrascht die Reihenfolge der Anordnung und wirkt etwas bemüht: Beim Hören der drei Teile wird aber schnell klar, daß hier nicht eine besonders abgeschmackte Version der Totalitarismustheorie vorliegt, sondern durchaus verschiedene deutsche Kriegszustände aufgeführt werden. Der Eindruck ist dennoch zwiespältig, weil das Soundmaterial den Wort- und Textcollagen - die aus vorgefundenem Originalmaterial bestehen: Schellackplatten, Radioaufnahmen, Hitlerreden, Militärfunk, Telefonaufzeichnungen etc. - bisweilen indifferent gegenübersteht.

Das Verfahren ist in allen drei Teilen ähnlich: Das Textmaterial wird rhythmisiert und erhält einen eingängigen Sound sowie ein paar naturalistische Sequenzen: etwa das Rauschen der Schellackplatten im ersten, U-Boot-Maschinengeräusche im zweiten Teil. Die Konfrontation des eher gefälligen Musikmaterals mit den haarsträubenden Inhalten, in »Kaiser Wilhelm Overdrive« z.B. Tondokumente von der Mobilmachung im Jahr 1914, in »Adolf Hitler Enterprise« eine (Rund-)Funkkonferenzchaltung von allen Frontabschnitten, verleiht den Stücken eine merkwürdig aktuelle, beunruhigende Aura: Sie wirken wie Popsongs.

»Ulrike Meinhof Paradise« schließt als eine Art Konklusion an die beiden vorausgegangenen Stücke an, mit einem Wechsel der Perspektive: Die Kriegsrhethorik gegen die RAF - »Stadtguerilla ... Sympathisanten ... Gangster« - geht nun vom Volke aus: »Sechs gegen 60 Millionen«. Die Kontinuität der deutschen Geschichte vorn Ersten Weltkrieg bis zum Deutschen Herbst, die Ammer/Einheit hier vorstellen, erscheint durchaus plausibel. Nur fragt sich, warum die jüngere Gegenwart, z.B. die Wiedervereinigung mit der sich steigernden Kriegsrhethorik, nicht konsequenterweise in das Projekt mit einbezogen worden ist. Dessenungeachtet sei diese »Tonträgeroper«, allein schon wegen der zahlreichen erstmals versammelten Tondokumente, nachdrücklich empfohlen.

Konkret 04/97, S. 69

**Lola Rodriguez**

# Melodie & Rhythmus

**Helmut Lachenmann: »Das Mädchen mit den Schwefelhölzern«; Hamburger Staatsoper; z.Z. nicht im Spielplan**

Kritiker haben Lachenmanns Werk als Antioper bezeichnet, und gewiß hat der Komponist den Hörern von Classic Radio, die von einer Oper Arien, Chöre, stimmlose Primadonnen und gefühllosen Herzschmerz erwarten, nichts zu bieten. Aber machen diese Dinge eine Oper aus? Kann ein Komponist heute eine solche Oper schreiben?

Lachenmann weiß, daß nicht nur das tonale System erschöpft ist, sondern auch das atonale. Er bewegt sich innerhalb eines Systems, in dem keine Regeln mehr gelten, sondern nur noch die Ausdruckskraft und die Schönheit der Musik. Die Grenzen zwischen Geräusch Lind Klang, Klang und Musik sind aufgehoben, und so wird alles Musik: das Schnalzen der Zunge, die Luftstrom- und Klappengeräusche der Blasinstrumente, die Stille. Als Libretto dienen Teile aus Andersens »Mädchen mit den Schwefelhölzern«, ergänzt durch ein Gedicht von Gudrun Ensslin und Leonardo da Vincis Text »Zwei Gefühle«. Die Oper handelt von der Angst, der Einsamkeit und Hilflosigkeit des Einzelnen gegenüber der Rücksichtslosigkeit des Systems. Hier zieht Lachenmann die Parallele zwischen dem frierenden Mädchen und Gudrun Ensslin. Beide sehen sich gezwungen, etwas Verbotenes zu tun, beide wiegen sich einen Moment lang in der Illusion, auf richtigem Weg zu sein, und beide müssen schließlich zugrunde gehen.

Die erbarmungslose Kälte des Systems läßt die Musik den Zuschauer spüren. Das Orchester, das auf der Bühne, im Ochestergraben und in den Logen verteilt ist, kreist sowohl das Mädchen als auch das Publikum ein, so daß beide der Musik ausgeliefert sind, die sie gemeinsam frieren läßt und ihnen zuweilen kurze Augenblicke des Glücks gewährt, wenn das Mädchen eins der verbotenen Hölzer entzündet hat.

Lachenmann wollte mit seiner Oper niemanden ergreifen, und vielleicht rührt seine Musik gerade deshalb. Opern, die durch brutale Sentimentalität und melodiösen Kitsch auf die Tränendrüsen drücken, graben sich selbst das Salzwasser ab. Die Offensichtlichkeit ihrer Absicht macht sie zu Parodien ihrer selbst. Lachenmanns »Mädchen mit den Schwefelhölzern« zeigt, daß die Oper lebt. Nicht als Othello-Recycling für Busladungen Pinneberger Kulturfreunde, sondern als zeitgemäße Musikgattung, die alle Qualitäten der klassischen Oper besitzt, von deren formalem Ballast sie sich befreit hat.

Lachenmanns Oper ist mit einem Journalisten zusammengestoßen, der mit jedem Artikel einen neuen Beweis dafür erbringt, daß er von Musik fast noch weniger versteht als vom Schreiben, und der deshalb im »Spiegel« den Musikkritiker macht. Auch in seiner Besprechung des »Mädchens mit den Schwefelhölzern« enttäuscht Klaus Umbach nicht. Er fordert: »Es-Dur, Kontrapunkt und Dreiklang«, ein hemmungslos schwachsinniger Wunsch wie der nach Jakobskrönung, Wasserkocher und Kaffee. Am meisten wurmt Umbach, daß der Komponist so gar keine Rücksicht auf die Hörgewohnheiten und nicht besonders ausgeprägte Musikalität seines Starkritikers nimmt. Umbach will Melodien, die sogar er sofort mitpfeifen kann. Er verlangt Bekanntes oder zumindest nur scheinbar Neues. Auch vom Libretto fühlt er sich überfordert.

» Die Leute sollen selber denken, deswegen sage ich nicht, wovon meine Songs handeln. Ich will nicht entscheiden, wer recht hat und wer nicht, und ehrlich gesagt interessiert es mich auch nicht. Vielleicht bin ich nur ein Ignorant«, sagt Noel Gallagher von Oasis. Umbach und das übrige türenknallende Abonnementpublikum wollen und können nicht selber denken und empören sich über den Ignoranten Lachenmann, der ihnen nicht sagt, was zum Teufel sie von all dem zu halten haben.

Nur ein sehr kleiner Teil des Publikums ist offen für die Musik, geht in die Oper, setzt sich hin, hört, schaut und denkt darüber nach. Ein Kunstwerk läßt eine Unzahl von Deutungen zu, ist nicht frei von Widersprüchen und will nicht alle Fragen beantworten. Ein Kunstwerk ist nie der »Mord im Orientexpress«, wo am Ende der fette Detektiv erklärt, was passiert ist, und alle zufrieden nach Hause gehn.

Konkret 04/97, S. 69

**Jürgen Roth**

# Melodie & Rhythmus

**Nick Cave & The Bad Seeds: The Boatman's Call; Mute**

Eine Umfrage über Nick Cave brachte folgende Einschätzungen an den Tag: Argendwie düsterer Romantiker« (M. Conrad), »Man muß ihm einfach zuhören« (»Journal Frankfurt«), »Den hab' ich noch nie gehört, glaub' ich« (Th. Gsella), »Das hat Klasse. Irgendwie« (»ME/Sounds«) und ».Ja, dazu sage ich nein« (M. Rudolf').

So wie als ob also. Ihn, Cave, stimme das Hören seiner neuen Platte traurig, meint er, Cave, selbst. Uns auch. Aus dem Vorsitzenden von The Birthday Party und dem schwerblütigen Thanatoshymniker ist ein - sagen wir's vorsichtig - recht erwachsener Bibelleser geworden, der die Höhen und Tiefen des Lebens erleben und deshalb mit »The Boatman's Call« zum ersten autobiographischen Kassensturz anheben mußte. »Dort, in diesen wunderbaren Prosagedichten von Markus, Matthäus, Lukas und Johannes, habe ich den Jesus meiner Kindheit wiedergefunden, jene unfaßbare Gestalt, die sich durch das Evangelium bewegt, und durch ihn sah ich die Möglichkeit, meine Beziehung zur Welt neu zu definieren.«

Landen konnte er auf einem kleinen persischen Gebetsteppich, und er klingt wie ein abgewurgter Jodelimitator, wie ein verrosteter Chor alter Männer, wie der stille Lou Reed so um die Ende achtzig, wie der ganz späte Tom Waits, wie der vergreiste R. Claydermann, ein Brezeln essender Roger Chapman und der mittlere Leonhard Cohen.

Zwei Fragen lauten: Schläft er jetzt gleich ein? Und: Wieso?

Weshalb nach der psychoakustischen Katastrophe des Vorgängers »Murders Ballads« auf seinem elften Album zwölf praktisch gleich öde, zu Klavier, Streichern und monozellenbestückter Casio-Orgel in Betrieb genommene, durch und durch hingeseichte, hohltönende Langweilerintimitäten veranstalten?

Konnte Cave seine Stromrechnung nicht mehr bezahlen? Warum machen da zusätzlich sieben Leine mit? »Es klingt nach einem regnerischen Wintertag«, .sagt das »WOM Journal«. Ist es »das Leiden an der Erinnerung«? »Es ist Glaube«, repliziert der müde, von Ehefrau und Freundin verlassene »traurige Superstar« (»WOM Journal«). Ein Superstar, der traurig, sogar sehr traurig und im Begriff' zu sein scheint, zukünftig nur noch über ernsthafte Dinge zu kommunizieren, muß aber daraus nicht gleich eine Platte deduzieren und seinen Sinn für erschreckende Längen, Liedermacherambitionen (man erspare sich Textliches!) und distinguierte Larmoyanz jener Art dokumentieren, welcher spitzbärtige Studienräte während des ersten Glases Rotwein erliegen.

Diese alles in allem schweinskopfsulzige Spätherbstlese nach Art des »Wenn Töne schreien könnten!« resp. ... - nein, zum Schluß lieber noch ein Witz, der keiner ist: Blixa Bargeld spielt Guitarre.

Konkret 04/97, S. 70

**Horst Tomayer**

# Tomayers ehrliches Tagebuch

**Heda beziehungsweise Ihrda,** mit dem aus dem Fundus vergammeltsten Ranzes voelkischer Schmiere geleasten Betroffenheits**blick**

Seiet ihr nur ein Stückweit verrückt oder sitzet euch mit unausloesbar widerhakigern Krallenpaar die Harpyie des perfekten Irrsinns im **Genick**

Ihr, ihr theils hinter den von keinem gutwilligen geschweige geschaeftsfaehigen Goerly beknaberten Oehrli rotzgrünen, theils zum Pflücken vom Baum des boesen Bloedsinns überreifen Früchtchen - spürt ihr, in edles Tuch führender Verarbeiter dunklen Kammgarns Gewandeten beim Verbrennen der allerletzten christlichen Kalorie nicht, dass das nicht **geht**

Also dass man als ein vor paar Minuten noch Weisswurscht Fressender oder eine Immobilie Verdealender oder wegen eines in tatabsprachlicher Einheit mit dem vom Pappa gschenkten BMW GtideDoppellüXX begangenen Parkverbotsverbrechens Überführter ploetzlich vollkommen unnatürlich steif wie ein waffentechnisch obsoleter Ladestock und bewaffnet mit einer mit dem Zyndholz der Müstik angefackelten Stearinhaushaltsware von Hertie Stachus/Hauptbahnhof in einer den Charme klassischer metaphysischer Topoi wie z.B. Sankt Rasso zu Andechs am Ammersee verhoehnenden GoetzenrumpIkammer **steht**

Spürt ihr nicht, dass das nicht **geht**

Oder ist bei euch alles zu **spaet**

Habt nicht die Kraft der zwei Augen, gell, zum Betrachten der Zeugnisse der Verbrechen der Naziwehrmacht, diesem Verbrechen von Haus aus, schneidet die Ausstellung, geht da nicht hin, steht lieber im Beisein des kleinen Scheisskerls, dem die Traute fehlt zum Stehn zu seinem feinen Satz (hoerthoert), Hoehere als Keitels und als Jodls Schaedelstaetten haetten aufgetürmt Herrn Reemtsmas toedliche Zigretten, kriminell dumm **rum**

Im Appartment des unbekannten Soldaten Karlheinz, diesem vom Künstler so grauenhaft schoen, so entsetzlich windschnittig wie der ICE gestalteten **Trumm**

Wahrlich, ich sage euch: Sicher - er beschwerte meinen Magen und doch auch: Er erleichterte mich mehr als wie nur ein **bissl**

Der mit dem ich euch lebenslaenglich eingesperrt haett gerne und anschliessend verschluckt: der Nazitotenkultuskammer**schlüssel**

*

**Lieber Doktor Schalkowski, lieber Edmund, herzlichen Dank für Ihr Ver**trauen in mich, der Ihnen aus EI Medano auf Tenerife schreibt, wo ich grad den Vormarsch der Triaden auf dem kanarischen Archipel recherchiere. Karl Kraus war es nicht, Tucholsky nicht, Hermann auch nicht, ich wars, der einmal sagte: Die Glosse ist die geistige Kreditbewilligung für die herrschenden Verhaeltnisse. Als im »Verein für Veraenderung e.V.« Eingeschriebener kann ich somit hiermit nicht dienen. Augenzwinkerei, Versoehnlerei und Witzelei, Wortspiele gar, die schlimmer daherkommen wie kaeufliche Fraun, alles dieser, der Glosse eigne, Ohguuu, ist mir ein Greuel. Dennoch will ich im naechsten Tagebuch, wo ich nebenbei ein für alle Mal und ohne in Amerika gewesen zu sein, in wenigen Worten nachweisen werde, dass der deutsche Staatsbürger Juhnke Rassist ist, Ihnen und Ihren werthen Studenten schildern, wie einmal ... doch ich will nicht zuviel verraten, weil sonst ist ja die Vorfreude im Eimer. Herzlichst Ihr (bitte nennen Sie mich so:) Hotte

Konkret 04/97, S. 72

**Kay Sokolowsky**

# Film & Theater

### The Addiction

*Regie: Abel Ferrara; mit Lili Taylor, Annabella Sciorra, Christopher Walken; OmU; USA 1995,- 90 Minuten; ab 27.3. 1 . m Kino*

Was macht Vampire eigentlich so attraktiv? Daß sie nachts so lange aufbleiben dürfen, wie sie wollen? Daß sie jeden in den Hals beißen, der ihnen in die Quere kommt, und sich vor nichts in acht nehmen müssen als dem geweihten Holzpflock? - Einst, in den Siebzigern, war dieser Horrormythos so ausgelutscht und abgegrabbelt, daß er nur mehr in Filmen wie »Dracula jagt Mini-Mädchen« Platz hatte. Denn was den Blutsauger einst populär gemacht hatte, war die sexuelle Konnotation seiner Übeltaten gewesen. Aber die rituellen Szenen vom Anschleichen des Vampirs an sein jungfräuliches Opfer, von der Verführung, Betäubung und Überwältigung des armen Mädchens gehörten in eine Zeit, da von Sex im Film nicht einmal geredet werden durfte; und um die Metapher, die der Nosferatu abgab, überhaupt noch verstehen zu können, mußte eins schon der Landfrauenschaft von Niederbutzbach angehören.

Als Outlaws sind die Untoten aus ihren Särgen zurückgekehrt, als dezidierte Anti-Bourgeois und ewige Dandys, die der verwalteten Welt die spitzen Zähne zeigen. Die ungeheure Verantwortungslosigkeit des Vampirs, die Skrupellosigkeit, mit der er seine Bedürfnisse befriedigt, sind in den Neunzigern zu seinen Hauptattributen geworden; und natürlich übt er Sex nicht mehr metaphorisch, sondern ganz handfest und nach allen Unsitten aus. Es ist die Gesellschaft, nicht sein Fluch, die ihn dazu zwingt, ein Schattendasein zu führen, und das zahlt er ihr heim, indem er Amok läuft. Während die Zukunft immer mehr wie ein Ort aussieht, an dem man lieber nicht wohnen möchte, stiehlt sich der Vampir aus jeder Zeit und jedem Zwang und geht genüßlich seinen Geschäften nach.

Es mußte schon ein ausgewachsener Moralist und Erzkatholik wie Abel (»Bad Lieutenant«) Ferrara kommen, um uns zu sagen, daß der Vampir vor allem ein Monstrum und Übel ist. Kein bißchen Glamour strahlen die Wiedergänger in »The Addiction« aus; doch um so mehr Hoffnungslosigkeit und dumpfe Gier. Programmatisch in schwarzweiß gedreht, erzählt der Film von Kathleen, einer Philosophiestudentin, die in ihrer Doktorarbeit zu beantworten sucht, wie sich die komplexen ethischen Systeme der Neuzeit mit der exzessiven Gewalttätigkeit zumal des 20. Jahrhunderts vereinbaren lassen. Eines Nachts zerrt eine junge Frau Kathleen in eine Seitenstraße und initiiert sie, wenig elegant, als Vampirin.

Blutdurst, den die Doktorandin bislang nur als Studienobjekt wahrgenommen hat, wenngleich mit großer Faszination, wird zu ihrem Wesen. Sie leidet darunter und ist doch zu schwach, sich gegen ihre Sucht (d.h. Addiction) zu wehren - was, wie ein älterer Vampir ihr vorführt, mit einiger Disziplin durchaus zu schaffen wäre. Weil Ferraras Vampire auch bei Tage aktiv sind (mit Sonnenbrille), bringt Kathleen, inspiriert durch eigenes Erleben, immerhin die Promotion mit Bravour zu Ende. Ihre Abschlußparty gerät zu einem viehischen Massaker; der Ekel, der sie nach dem Blutbad schüttelt, bereitet ihr größere Schmerzen als je der Hunger nach einer warmen Arterie.

Er habe, behauptet Ferrara, »>The Addiction< niemals als Vampirfilm betrachtet«. Allerdings kennt er sich viel zu gut im Genre aus, um die Revision, der es sich in den letzten zehn Jahren unterzog, nicht wiederum zu revidieren. Seine Untoten fressen an ihren Opfern, daß es knirscht, sehen nach der Untat aus, als hätten sie in der Abflußrinne des Schlachthofs gelegen, und wer schon vergessen hatte, daß es kein Vergnügen sein dürfte, wenn einem der Hals in Fetzen gerissen wird, den erinnert Ferrara mit Nachdruck daran.

Es geht ihm »um unsere Faszination am Bösen und an der Gewalt«; ein Vampir, ein Monstrum wird niemand ungewollt: »Addiction« bedeutet auch Neigung. Böse, deklamiert Kathleen vorm Prüfungskomitee, seien nur die Taten, nicht die Menschen, die sie begehen; die wüßten oft gar nicht, wie abscheulich einem anderen erscheint, was sie tun. Das Böse, erwidert Ferrara, ist nicht die Tat, sondern der Wille bzw. die Nachgiebigkeit, sie auszuüben. Dieserart urchristliche Moraldiskurse mögen nicht jedermanns Sache sein. Aber das waren Ferraras Spielfilme ohnehin nie.

### Ratlines

*Regie: Kevin Godley und Piers Thompson; ein Film aus der Reihe »Secret History« von Channel 4 und ITEL; Bezugsinformationen über: ITEL, Friedensallee 7-5, 22765 Hamburg*

Die rotzdreiste Infamie jenes Guido Knopp, der fürs ZDF die Zeitgeschichte zurichtet, seine Entnazifizierungs-Serie über »Hitlers Helfer« als seriöse Dokumentation in »fernsehgerechtem« Gewande zu verkaufen, besteht insonderheit darin, daß sein Bilderquark tatsächlich dem *Fernsehen* gerecht wird. Er und sein Team haben nämlich vom Erzählen so wenig einen Schimmer wie vom Thema: das RTL-Prinzip, angewandt auf die Historie.

Weniger am Fernsehen als an den Regeln des Spielfilms orientiert sich, exemplarisch und Folge für Folge, die englische Serie »Secret History«. Statt wahllos die Gemeinplätze zu illustrieren, die einem durch die Rübe rauschen, der seinen Frieden mit der Vergangenheit gemacht hat, steht am Beginn jedes »Secret History«-Films eine Frage. In »Ratlines« lautet sie: »Mehr als 20.000 Kriegsverbrecher entkamen nach 1945 der Justiz der Siegermächte; wer half ihnen, unterzutauchen, und warum?«

Die Dramaturgie des Stücks ist die der Recherche. So bleibt das Material fortwährend in Bewegung, seinen durch Europa hetzenden Objekten dicht auf den Fersen. Während Knopp vorgibt, sowieso schon alles zu wissen, schiebt »Ratlines« regelmäßig ein großes Fragezeichen als Zwischentitel ein. Der Film konzentriert sich auf eine der furchtbarsten Gestalten, die via »Ratlines« nach Südamerika entkamen, auf Ustascha-Schlächter und Tudjman-Idol Ante Pavelic: Über diesen Massenmörder, resümieren die Autoren mit angenehm unsachlicher Empörung, und über Tausende andere Verbrecher hat der Vatikan schützend die Hand gehalten. Einer der wichtigsten Männer bei der Fluchtabwicklung hieß übrigens Giovanni Montini, nachmals Papst Paul Vl.

Die Beiträge der »Secret History« werden bisweilen von den Dritten oder arte gezeigt; hinreichend sicher im Spätprogramm versteckt, um Guido Knopps Geschäfte nicht zu gefährden.

**Gespräch mit dem Biest**

*Regie: Armin Mueller-Stahl,- mit Armin Mueller-Stahl, Bob Balaban, Katharina Böhm; BRD 1996: 96 Minuten; seit 20.2. im Kino*

Armin Mueller-Stahl ist unter den bekannteren deutschen Schauspielern einer der wenigen, die man ertragen kann, und überhaupt der einzige, der sich zu Recht auch in Hollywoodfilmen aufhält (die anderen werden gar nicht erst gefragt). Aus Respekt vor seinem Talent wäre es daher anständiger, über »Gespräch mit dem Biest«, das er nicht nur selbst inszenierte, sondern auch schrieb, kein Wort zu verlieren. Denn was sich da großspurig mit Lubitsch und Chaplin zu vergleichen erfrecht, ist ein elendes Dialogstück ohne Struktur, ohne Witz und ohne den Mueller-Stahl, den man zu kennen glaubte.

Dieser hier spielt den 103jährigen Adolf Hitler, der, im geräumigen Kellerversteck von einem amerikanischen Historiker aufgestöbert, Auskunft gibt über sein Leben nach dem Krieg. Das kann ja heiter werden, wird es aber nicht und nicht. Sondern schleppt sich zäh wie die Windhunde und flink wie Leder dahin. Der Regisseur Mueller-Stahl läßt seinem Star Mueller-Stahl natürlich alles durchgehen, und so wird rasch völlig unklar, ob da noch Hitler chargiert und eitle Sperenzchen treibt oder schon sein Darsteller. Mueller-Stahls »verzweifelter Versuch, diesen Kerl loszuwerden«, bleibt tatsächlich nichts als ein Versuch; keine Satire, nicht mal eine Groteske wird daraus, sondern nur die penetrante Behauptung, dergleichen zu sein.

» Nie ist Hitler«, quallt ein Fritz Göttler ins Werbematerial, »so komisch und gefährlich, so genial einfach und zwiespältig zugleich gewesen.« Dabei scheitert der Film bereits an seiner Idee. Komisch hätte die Sache allenfalls werden können, wenn das »Biest« sich mitsamt seinen Paladinen in den Keller gerettet hätte, dort dem Endsieg nachzuheulen. Ohne Claccleure und Apostel jedoch bleibt von Hitler nichts übrig als ein alter Sack; und das ist nicht einmal 5 Minuten lang zum Lachen, geschweige 96. Für seine Mitwirkung im Spielfilm »Shine« ist Armin Mueller-Stahl für den Oscar nominiert worden. Ein guter Anlaß, dieses rundweg mißratene »Gespräch« zu vergessen - das übrigens arte und ZDF coproduzierten und das in der Armseligkeit seiner Ausstattung ganz danach aussieht.

**Michael Collins**

*Regie: Neil Jordan; mit Liam Neeson, Aidan Quinn, Stephen Rea; USA 1996; 120 Minuten; ab 3.4. im Kino*

»Unerschütterliche Hingabe an sein Volk« jubelt das Presseheft dem Titelhelden von Neil Jordans neuem Film unter. Das stinkt, und besonders gut riecht auch das Filmplakat nicht, das den Helden als Lenin verkleidet. Der Mann, um den es geht, hat die IRA als moderne Partisanenarmee organisiert und zumal durch die Zerschlagung des britischen Agentennetzes dafür gesorgt, daß England seine älteste Kolonie in die Autonomie entließ. Daß Collins bei den zähen Verhandlungen, die er selbst in London führte, auf Nordirland verzichtete, um nicht alles andere zu verspielen, nehmen härtere Nationalisten ihm bis heute übel. Seinerzeit, 1922, brach deshalb ein ziemlich häßlicher Bürgerkrieg im neu installierten Freistaat aus, der auch Collins um das Leben brachte.

Der Film beginnt mit dem »Osteraufstand« 1916. Das Hauptpostamt von Dublin, in dem sich der junge Held und einige Kameraden verschanzt haben, qualmt dekorativ aus mehreren Fenstern, es wird eifrig geballert, und in den Truppen des Empire dienen Feldwebel, nach denen jeder Pitbullzüchter sich die Finger lecken würde. Das Häuflein Rebellen kapituliert; es folgen Kerkergespräche und einige Exekutionen. So selbstverständlich erscheint Jordan, der auch das Drehbuch schrieb,

die Berechtigung des »Freiheitskampfes«, daß er nur in diesen Szenen (die in einigen Variationen, je nach historischem Anlaß, wiederholt werden) eine flüchtige Ahnung von der Unfreiheit vermittelt, gegen die es geht.

Weder Collins noch seine Kameraden reden vom Imperialismus oder von der ökonomischen Gewalt, die Irland zum Armenhaus Europas gemacht haben. Dies ist unsere Insel, geht ihr zurück auf eure: Darin, im allerdümmsten Chauvinismus, erschöpft sich ihre Motivation. Der Film ist noch keine Viertelstunde alt, als Collins schon durch die gesammelten Postkartenmotive irischer Landschaft rollt. Er begegnet Ms. Kitty Kiernan, blaß und zerbrechlich wie eine Banshee; sie zwitschert eine Volksweise und erobert flugs das Herz des hartgesottenen Guerillasoldaten. Daß der Premier des irischen Geisterkabinetts, Eamon de Valera, ein Amerikaner ist, findet keiner unserer Erzpatrioten bizarr; wogegen eines Iren Blut sofort vergossen wird, wenn der Lump für die Besatzer den Büttel macht.

Liam Neeson spielt Michael Collins mit all dem beträchtlichen Charme und Charisma, die schon seinen Oskar Schindler ausgezeichnet haben. Daß er, Neeson, einige Jahre zu alt für diese Rolle ist (Collins starb mit 31), gehört zur Strategie des Films, die Halbwahrheit heißt. Was immer der Regisseur auffahren kann, um nicht von Politik reden zu müssen, setzt er auch ein. So wird die Trennung des großen Partisanen von seinem nicht viel kleineren Mitstreiter Harry Boland mehr als nur partiell beider Leidenschaft für jene Kitty Kiernan zugeschrieben. Man kann sich kaum Dümmeres und Lebloseres vorstellen als die Dreiecksgeschichte, die dem Film da aufgepropft wird.

Was nicht nur an Julia Roberts liegt, die durch ihre Szenen schleicht, als wolle sie bloß nicht auffallen, als sei ihr selber schrecklich klar, wie nichtsnutzig ihr Part in dem Streifen ist. Sondern mehr noch an den holzdummen Dialogen, die Neil Jordan geschrieben hat. »Es wird Harry kaum gefallen«, bemerkt Collins gelegentlich, »daß er nur noch Zweiter ist.« - »Aber das ist doch kein Wettrennen!« kräht Kitty; und man beginnt sich ernsthaft zu fragen, warum man Jordan mal für einen passablen Filmemacher gehalten hat. Freilich ist bei einem Stück, das mit sehr viel amerikanischem Geld speziell für den US-Markt produziert wurde, auf gewisse Standards zu achten, die Hollywood bei der Behandlung historischer Stoffe etabliert hat.

Wenn die obligate Lovestory aber so platt und obendrein herzlos wie hier inszeniert wird, muß eine Lüge im Spiel sein. Kitty Kiernans Rolle sei es, erzählt Stephen Woolley, der Produzent, »die menschliche Seite von Michael Collins aufzuzeigen«. Als ob dieser äußerst ehrgeizige Brandstifter, Terrorist und Politiker nicht genau in der Brandstiftung, dem Terror und der Politik seine Leidenschaft ausgelebt hätte! Aber von Politik, wie gesagt, will Neil Jordan lieber nichts wissen. In Struktur und Pathos dem »klassischen« Revolutionsfilm verpflichtet, weht durch »Michael Collins« kein Hauch von Utopie. Was die IRA, eventuell, von den Banditen um Izetbegovic und anderen Hutu-Gangs unterscheidet, und warum es eher gefährlich wird, wenn moderne Gesellschaften sich per Stammeszugehörigkeit definieren - interessiert diesen Film nicht im geringsten.

Die dunklen Neunziger, in denen weltweit an der Abschaffung der Aufklärung gearbeitet wird, konnten natürlich keinen anderen »Michael Collins« als den von Jordan zulassen. Wo als einziger Grund zum Umsturz nur mehr der Kampf' für einen Nationalstaat akzeptiert wird, hat der Film auch den Auftrag, ein Ständchen an die Tudjmänner aller Länder zu bringen. So wirkt das Stück, trotz Akkuratesse in Kostüm und Kulisse, seltsam geschichtslos, steif und tot wie eine Sonntagsrede. Und das Filmplakat deutet schon an, welcher Revolutionär als nächster seine Geschichte abzugeben hat.

Konkret 04/97, S. 74

**Hermann L. Gremliza**

# Gremlizas express

Das Bundesverwaltungsgericht hat entschieden:

*Spätaussiedler haben nur dann Anspruch auf Aufnahme in Deutschland, wenn ihnen die deutsche Sprache geläufig ist. Das Bekenntnis zum deutschen Volkstum allein reicht nicht aus.*

Aktenzeichen 9 C 8/96. Wird Lutz Rathenow jetzt zurückgeschickt? Und wohin?

Zum Zeichen, daß man nicht Veteran der friedlichen deutschen Novemberrevolution sein muß, um nichts verstanden zu haben, lebt unter uns, als Schorle West, der Günter Grass:

*In der Bundesrepublik wird ein Kapitalismus praktiziert, wie er früher in der kommunistischen Propaganda als Karikatur dargestellt worden ist.*

Als wüßte nicht jedes Kind, daß Lachen im Kommunismus verboten war. Was der Dichter für Karikaturen gehalten hat, waren wirtschaftswissenschaftliche Diagramme.

Ein Stefan Borchert, Leutnant der Bundeswehr, steht draußen vor der Tür, sagt aber nicht nein, sondern klagt über

*eine Zeit, in der der Stellenwert der Bundeswehr immer noch nicht den gebührenden Stellenwert in der Gesellschaft hat (siehe die Grünen).*

Soldaten sind Schwachköpfe (siehe Tucholsky).

Der Fußballspieler Thomas Helmer, gefragt, wer sein Lieblingsschriftsteller ist, antwortet wie aus dessen Wehrmachtspistole geschossen:

*Helmut Schmidt.*

Und sein Lieblingslyriker?

*Ich bin leider kein Experte auf dem Gebiet der Lyrik!*

Damit der Raumdecker das nächste Mal der »Zeitung für Deutschland« auch hierin dienen kann, der Tip eines Experten auf dem Lyrik-Gebiet: Hartmann von Wismut Aue.

Unterm Desktop gefunden: ein vergilbter Ausriß, enthaltend eine Antwort auf eine reichlich kritische Frage der Redakteure Thomas Schmid und Andreas Zumach von der »Tageszeitung« an ihren Außenminister:

*Kinkel: Ich verstehe ja, daß Sie da eine andere Auffassung haben, aber auch die »Taz« wird da in absehbarer Zeit die Kurve kratzen.*

Dem Ausriß ist nicht mehr zu entnehmen, um was es »da« ging, einst, im Oktober 1995. Minister Kinkel aber dürfte auch »da« inzwischen recht behalten haben. Ich halte »da« jede Wette.

Hatte ich den Verantwortlichen der Wochenzeitung »Freitag« die Hoffnungslosigkeit des Falles nicht eindringlich genug dargelegt? Und haben sie Vernunft angenommen? Nicht die Bohne. Und so ist er immer noch da, der Kulturredakteur Ingo Arend:

*Der neuzugebärende PEN sollte lieber nachdenken,*

was schon nicht einfach ist, so pränatal, noch mitten im Gerundium,

*was er der bösen Weit ins Stammbuch schreiben will,*

denn böse Welten haben vielleicht keine Lieder-, aber doch Staminbücher.

*Hans Mayers sarkastisches Grußwort legte den Finger auf die Wunde der rituellen Selbstvermehrung, die die Vermehrung der Macht des Wortes abgelöst hat.*

Der Finger des sarkastischen Grußworts auf der Wunde der die Vermehrung des Worts abgelöst habenden rituellen Selbstvermehrung - so komplizierte Stellen pflegte Sinatra mit einem Schubidubidu zu überbrücken. Ingo Arend versucht's auch:

*Dissidenz beginnt mit Distinktion.*

Und Digestion endet mit Diarrhö. Ich sag's den Verantwortlichen aber nicht noch mal.

Die Sendung, die immer genauso war wie ihr Redakteur hieß: Ernst, aber Elitz, hat eine neue Leiterin bekommen namens

*Christina Brecht-Benze.*

Die neue »Anwältin der einen Seite« heißt paritätisch

*Christine Arlt-Palmer,*

die neue »Anwältin der anderen Seite« infolgedessen

*Cristiane Krone-Schmalz-Creutzfeldt-Jakobsen?*

Kinder! Wahnsinn!

In der »Welt« schreibt eine Ute Semkat über die Bundesministerin Angela Merkel, die Landesministerin Heidrun Heidecke, den politischen Streit zwischen ihnen und warum der ganz und gar unerklärlich ist:

*Sie gehen sich, wenn möglich, aus dem Weg. Dabei gibt es Verbindendes genug. Beide wurden 1954 im Sternbild des Krebses geboren.*

Es kommt halt auf den Aszendenten an: Brust oder Gebärmutter?

Hamburg, das freundliche Kaff im südlichen Holstein, will auf Teufel komm raus Weltstadt werden. Und

ist die Welt nicht willig, dann mit Gewalt. Seit das Gemeindeblatt »Morgenpost« die Hundewiese hinterm Dammtorbahnhof »Hamburgs Central Park« getauft hat, ist kein Halten mehr. Die »Welt« nannte den Neuen Wall, einspurig und knapp vierhundert Meter lang,

*die Fifth Avenue im Herzen Hamburgs,*

das »Hamburger Abendblatt« übernahm das Urteil der Hamburger Zeitschrift »Art« über den Neubau der Kunsthalle:

*Der Louvre des Nordens,*

und die »Bild«-Zeitung erhob den berühmten »Echo«-Preis anläßlich seiner Verleihung im CCH, der Hamburger Carnegie Hall, zum

*deutschen Musik-»Oscar«,*

obwohl ihn Lutz Rathenow, der deutsche Salman Rushdie, gar nicht bekommen hat. (Ich hätte es ihm gegönnt, denn Lutz wäre auch dann ein großer Dichter geworden, wenn er ohne Bart auf die Welt gekommen wäre.) Nun war wieder die »Morgenpost« dran, die die Nadja Tiller, weil der Superstar sich zu einer Reise nach Hamburg hatte überreden lassen, sage und schreibe

*Deutschlands Antwort auf Kim Novak*

zu nennen sich nicht verdrießen ließ, ohne Rücksicht auf all jene, deren Ansprüche nun nicht länger zurückzuweisen sein dürften. Was die »Morgenpost«, die »New York Times« der Hansestadt, in anderem Zusammenhang auf ihrer Titelseite androhte:

*Die neue Serie rüttelt an den Fragezeichen der Geschichte,*

wie sehr gilt das hier, wo Freddy Quinn an dem Fragezeichen, das ihn vom Elb-Caruso trennt, mit gleichem Recht rütteln könnte wie der Michel an dem hinter Hamburgs Antwort auf den Petersdom?

Trifft Johannes Gross, wie stets, daneben, dann doch mit einer gewissen Grazie. In der Sprache der Eislauf-Punktrichter gesagt: technischer Wert 3,3, künstlerische Ausführung 5,1 - was im internationalen Vergleich immer noch nichts bringt, aber für die nationale Ausscheidung reicht. Wie hier:

*Es ist eher umgekehrt. Kein Volk hat die Regierung, die es verdient. So schlecht sind die Menschen nicht.*

Schwungvoll eingesprungen, diese Feingeistpirouette. Leider landet er auf dem Popolismus. In Wahrheit ist es noch viel umgekehrter: Kein Volk hat die Regierung, die es verdient. So gut sind die Menschen nicht. Zum Beispiel Gross und sein Kanzler. Wie sähe wohl eine Regierung aus, die Politik machte wie Gross Kunstkritik:

*Picasso bleibt gewiß der größte Künstler des Jahrhunderts.*

Soweit ginge Kohl, wenn er wüßte, wer Pikatcho ist, immer mit. Aber:

*Es sind nicht nur die Friedenstäubchen und andere Produkte politischer Gefälligkeit... auch Guernica scheint mir nicht das Jahrhundertbild, als das es angesehen wird...*

Das Volk Gross verdient eine Regierung Gauweiler.

Wenn Bayern München gewonnen hat und die Familienanzeigen der »FAZ« wieder einmal keinen Tod eines alten Nazis melden, pflegt Rayk Wieland die deprimierten Kollegen in der KONKRET-Redaktion mit Überschriften aus dem »Neuen Deutschland« aufzuheitern, wie beispielsweise am 6. März 1997:

*Jelzin sägt an allen Stühlen*

*Sorgenfalten in Athen und Rom*

*Majors Menetekel für den L Mai*

*Das Retortenbaby will nicht atmen*

*Castor am Ziel - moralisch verschlissen*

*Meterweise blieb die Demokratie auf der Strecke*

*Zeit und Raum blieben überwiegend außer Betracht*

*Senat speckt Landesregierung ab*

Und alles ist wieder gut.